Nachtseiten

der

Berliner Gesellschaft.

Sociale Lebensbilder

der neuesten Zeit.

Drittes Bändchen.

Das Arbeitshaus in Berlin und seine Bewohner,
oder:
Die Proletarier und Verbrecher der Residenz.

Berlin 1846.

Verlag von A. Hofmann und Comp.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das

Arbeitshaus in Berlin und seine Bewohner.

Von

C. F. Schütze,

Administrations-Sekretair der Anstalt.

In dem glänzenden, eleganten Berlin steht an einem der schönsten Plätze, dem Alexander-Platz, ein großes dunkles Gebäude, welches zwischen den saubern und netten Privathäusern und einem Theater gegenüber sich wunderbar genug ausnimmt. Hinter den trüben, von Eisengittern verdeckten Fenstern zeigt sich fast nie ein menschliches Antlitz; die zwei mächtigen Eingangsthore sind fast immer verschlossen und ein paar Schildwachen schreiten an den finsteren Wänden auf und nieder.

Jedem Berliner ist dieses Haus so bekannt, wie nur irgend ein Palast, Museum oder sonstiges Prachtgebäude seiner Vaterstadt; jedem Fremden fällt es auf durch sein düsteres melancholisches Ansehen mitten in einer der besten Gegenden der schönsten Stadt des nördlichen Europa's. Ein jeder weiß, daß dies Gebäude das Berli-

ner Arbeitshaus ist; was dieser Raum aber umschließt, das bleibt den Meisten, namentlich den besseren Ständen unbekannt, ja, die Meinungen über seine Bestimmung sind so unsicher und verschieden, daß man über diese Unwissenheit erstaunen möchte, wenn man nicht wüßte, daß die feine Welt Berlins nur die Orte aufsucht und kennen lernt, wo die Eleganz, das Vergnügen und der gute Ton herrschen. Wir scheuen die üblen Eindrücke, welche der Anblick des Unglücks und des Lasters auf unser Gemüth hervorbringen, wir geben dem Bettler sein Almosen und lassen den Schelm, welcher uns bestohlen hat, wohl mitleidig laufen; den Ursachen aber, die den Bettler zum Bettler und den Dieb zum Diebe machten, fragen wir nur gar zu selten nach.

Das Arbeitshaus ist der zeitweilige Aufenthaltsort verschiedener Klassen der menschlichen Gesellschaft; halb Gefangen-, halb Armenhaus gleicht es beiden und doch keinem ganz. Der fleißige Handwerker, welcher, durch Krankheit und Verdienstmangel an den Bettelstab gebracht, durch einen strengen Hauswirth auch der letzten Habe beraubt, mit Weib und Kind obdachlos geworden ist, findet keinen andern Zufluchtsort als das Arbeitshaus. Der Mann, welcher noch niemals seinen ehrlichen Namen befleckt hat, sieht sich hier auf Einer Bank mit dem berüchtigsten Gauner. Armuth und Verbrechen, beide trifft hier ein Schicksal, nur mit dem Unterschiede, daß der Verbrecher, leichtsinnig, frech und ohne Sorgen, sich unter Seinesgleichen leidlich wohl befindet, während dem Unglücklichen, welcher ohne seine Schuld in diese grausame Lage versetzt wird, das Herz bricht. Man muß nicht glauben, an diesem Orte des Jammers nur rohe, ungebildete Leute zu finden. O nein! Man sieht hier unglückliche Familien, welche zu den gebildeteren, ja oft höheren Ständen gehörend, früher im Wohlstande lebten, und die, zu verschämt, um öffentliche Fonds in Anspruch zu nehmen, zu ehrliebend um zu betteln, durch

die Unbarmherzigkeit ihres Schicksals gezwungen wurden, alt, krank und hilflos, ihre Zuflucht in's Arbeitshaus zu nehmen. Unsere Armenverwaltung greift zwar solchen unglücklichen, beklagenswerthen Familien unter die Arme, aber oft wird sie, wie schon gesagt, durch die Schamhaftigkeit dieser Unglücklichen abgehalten, da wirklich zu helfen, wo ihre Hilfe am nothwendigsten und gerechtesten wäre.

Betrachten wir die verschiedenen Klassen der Bewohner des Arbeitshauses.

Abgesondert von den eigentlichen Arrestanten finden wir hier eine bedeutende Anzahl alter, erwerbsunfähiger Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche auf ihre Lebenszeit in der Anstalt verpflegt werden. Unter diesen alten gebrechlichen Leuten befindet sich Mancher, welcher als Bruder Leichtsinn die halbe Welt durchreist ist, um endlich sein stürmisches Leben in einer Armen-Anstalt unbeweint und unbekannt zu beschließen.

Wir sehen ferner im Arbeitshause eine große Menge Kinder, arme, unglückliche Wesen, deren Eltern in tiefster Armuth oder im Verbrechen leben, weshalb man ihre Nachkommen hier aufgenommen hat, um sie zu erziehen, zu bessern, einzusegnen und dann in der Welt unterzubringen. Wir müssen es jedoch mit Bedauern bekennen, daß diese hier erzogenen Kinder meistens Taugenichtse bleiben. Das erste schlechte Beispiel in frühester Jugend ist unvertilgbar gewesen; als Erwachsene kehren sie später oft in die Anstalt wieder zurück.

Auch für unheilbare Verrückte ist im Arbeitshause eine besondere Abtheilung; man sieht die Irren auf einem Hofe versammelt, in der abentheuerlichsten Weise ihren stillen Wahnsinn zur Schau tragen. Man erblickt die buntbeflickte Gestalt eines eingebildeten Königs mit wichtiger Miene im Hofe auf- und abschreiten; man sieht einen Andern, als eingebildeten Messias, die verklärten Blicke unverwandt zum

Himmel richten, und sonst noch viele ähnliche Gestalten. Die Gesichtszüge dieser Unglücklichen sind fast immer ruhig und unbeweglich; man könnte sie für traurige, tief nachdenkende Menschen halten, wenn aus den Augen Aller nicht der Wahnsinn spräche. Diese Blicke haben etwas wahrhaft Fürchterliches. Stier und durchdringend haften sie fast beständig auf einem Gegenstande; nur mühsam vermag man sie aus ihrem dumpfen, theilnahmlosem Hinbrüten aufzuwecken; eine Unterhaltung mit ihnen ist fast unmöglich.

Die Beschäftigung der Häuslinge im Arbeitshause ist nach Geschlecht, Alter und Körperbeschaffenheit verschieden. In großen Sälen sieht man an den Wänden entlang große Maschinen von den Händen der jüngern und kräftigern Gefangenen drehen. Eine Tretmühle beschäftigt die mit guten Lungen Begabten. In langen Kammern werden Gipssteine zu Dünger verstampft, auf den Höfen Holz gekleint und Lohkuchen getreten. In der Anstalt sind ferner verschiedene Werkstätten für Glaser, Schlosser, Klempner, Schmiede, Tischler, Drechsler, Schneider, Schuhmacher und Pantienenmacher. Diese Einrichtung, welche man zunächst dem jetzigen Inspektor der Anstalt verdankt, verdient alle Anerkennung. Den eingelieferten Handwerkern wird dadurch Gelegenheit gegeben, auch als Gefangene ihr erlerntes Gewerbe fortzusetzen, während sie früher, ohne Rücksicht darauf, zu sonstigen mechanischen Arbeiten verwendet werden mußten. Die Frauen sind gleichfalls mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Sie spinnen Wolle, waschen die schmutzigen, groben Hauszeuge, stricken und nähen. Niemand ist müßig; die Anstalt gleicht einem Bienenstocke, nur mit dem Unterschiede, daß die arbeitenden Wesen nicht den Stock verlassen, nicht die Süßigkeit der Freiheit aus dem Kelche des Lebens saugen dürfen.

Die Kleidung der Häuslinge im Arbeitshause ist sehr einfach:

graue Jacke und Beinkleid für die Männer und Rock und Jacke für die Frauen. Im Winter ist diese Kleidung von Tuch, im Sommer bei den Männern von Leinwand. Die Criminal-Arrestaten haben, zum Unterschiede von den Polizei-Gefangenen, braune Jacken. Die Kleidung der alten Hospitaliten ist blau.

Jeder Sträfling erhält des Morgens Brod und Suppe; wer jedoch bereits zum dritten Male eingeliefert worden ist, muß sich in der ersten Zeit ohne diese Morgensuppe behelfen. Des Mittags giebt es Hülsenfrüchte oder Gemüse zu einem Brei gekocht, von welchem jeder Gefangene ein Quart erhält, nebst einem halben Pfund Brod. Fleisch erhalten an gewissen Tagen der Woche nur die Hospitaliten; die Sträflinge jedoch nur am Tage des Geburtsfestes des Königs, sonst nie. Des Abends giebt es ein halbes Pfund Brod mit Salz dazu, worauf um 9 Uhr sich Jeder auf seinem Lager befinden muß.

In der Anstalt sind größtentheils eiserne Bettstellen eingeführt; die Lager, aus Strohsack, Kopfpfühl und wollener Decke bestehend, sind sauber und gut und die Schlafsäle werden den Tag über gelüftet. Die Speisen in der Anstalt sind übrigens wohlschmeckend und gesund; große Reinlichkeit herrscht überall. Die Säle, die Treppen und Korridors sind blank und die Dielen gefirnißt, die Wände glänzend weiß, die Höfe sauber, geräumig und mit Bäumen bepflanzt, zwischen denen Bänke stehen. Eine musterhafte Ordnung herrscht überall; in Beziehung auf Ordnung und Reinlichkeit fehlt den Bewohnern dieses Hauses fast nichts, als die Freiheit.

Auf jedem Saale befindet sich ein Aufseher, um über die nöthige Ordnung und Ruhe zu wachen. Diese Leute, welche ein geringes Einkommen beziehen, führen selbst ein Leben wie halb Gefangene. Es sind ehemalige Militairs, welche, an strenge Ordnung und Gehorsam gewöhnt, sich am besten zu solchem Amte eignen. Sie erfüllen

ihre Pflicht mit Ausdauer und Treue und nicht selten wird ihr Leben von den mörderischen Anschlägen irgend eines verzweifelten Verbrechers bedroht.

Die Aufsicht über die weiblichen Arrestaten ist Aufseherinnen anvertraut, wovon namentlich diejenige, welche über die jüngeren Gefangenen gesetzt ist, den beschwerlichsten Posten hat.

Die obern Beamten der Anstalt bestehen aus dem Inspektor, dem Controleur und mehreren Sekretairen, dem Prediger, dem Lehrer und Küster und dem Arzte. Außerdem giebt es verschiedene Unterbeamte, als: Hausvater, Werkmeister, Backmeister, Wundarzt u. s. w. Die obere Aufsicht führt ein von der Armen-Direktion ressortirendes Curatorium, bestehend aus einem Stadtrath, als Vorsitzenden, und mehreren Stadtverordneten; die innere Verwaltung, sowie die Hauspolizei, wird jedoch durch die Administration besorgt.

Die Zahl der Häuslinge ist in der Regel über Tausend, und zwar im Winter größer als im Sommer, aus der leicht zu erklärenden Ursache, daß es im Winter schwerer fällt, den Unterhalt zu erwerben und deshalb in dieser Zeit sich Armuth und Verbrechen häufen. Im Sommer macht sich der liederliche Herumtreiber nichts daraus, ob seine Kleider leicht und zerrissen sind; sie genügen ihm bei der guten Witterung vollkommen; er hat nur für Essen und Trinken zu sorgen, da eine Schlafstelle ihm sehr überflüssig erscheint, so lange der blaue Himmel sich über üppige Kornfelder wölbt, wo der Mann ohne Obdach das schönste Lager bereit findet. Dazu ist der Verdienst im Sommer leichter, die Bauten wie die Landarbeiten beschäftigen Tausende und gewiß wünschen diese Leute, daß es beständig Sommer bliebe. Leider macht der Winter Viele brodlos.

Die Armuth der niedern Volksklassen in großen Städten zeigt sich nie größer und entsetzlicher, als zu dieser Zeit, und der Anblick

des höchsten menschlichen Elends ist dann wohl geeignet, das Herz selbst des Gefühllosesten zu erschüttern. Schlimmer Weise halten sich jedoch gerade diejenigen von solchem Anblicke fern, welche helfen könnten; von so vielem Ueberflusse ist nichts da, die Thränen nothleidender Mitmenschen zu trocknen; nichts, sie zu sättigen, nichts, ihnen Obdach und Wärme zu geben. — Es bleibt ihnen nichts, als das Arbeitshaus.

Es giebt viele Professionisten in unserer schönen Stadt, welche durch die angestrengteste Thätigkeit, eine Thätigkeit, welche sie einem frühen Grabe zuführt, kaum so viel erwerben können, als hinreicht, den Hunger zu stillen, und glücklich schätzen sich diese armen Leute, so lange sie gesund sind und ausreichende Beschäftigung haben. Aber eine Krankheit von wenigen Wochen, oder der so häufige Mangel an Arbeit bei vielen unserer niederen Gewerke bringt viele solcher Familien plötzlich an den Bettelstab. Ersparen haben sie nie etwas gekonnt, dazu ist der Verdienst zu geringe. Bald ist ihre wenige Habe ein Opfer der höchsten Noth; der sieche, vielleicht todtkranke Familienvater liegt auf dem nackten Stroh; die namenloseste Angst und Sorge läßt ihm sein Schmerzenslager vollends zur Hölle werden. Er sieht seinen Webestuhl still und verlassen stehen, seine matten Hände können ihn nicht mehr bewegen, können nicht für die hungernden Kinder das Brod herbeischaffen. Das bleiche, sterbensmatte Antlitz wendet sich auf die Gestalten seiner Lieben, mit hohlen Wangen und Augen, aus denen die Verzweiflung spricht; er blickt in seiner kleinen Wohnung umher: nichts ist ihm geblieben, alle die so einfachen, von ihm aber sauer erworbenen Gegenstände, ihm lieb durch lange Gewohnheit, sind fort .... nichts als die kahlen Wände und er allein mit den trostlosen Seinen. Und wie glücklich wäre der Arme, ließe man ihn wenigstens allein. Aber täglich hört er den gefürchteten Tritt sei-

nes Hauswirths auf der dunklen Treppe; täglich muß er dessen Vorwürfe wegen der nicht gezahlten Miethe anhören; das schreckliche Wort „Exmission" tönt an sein Ohr und krampft ihm die schwer athmende Brust zusammen. Um die Pein der von jeder menschlichen Hilfe Verlassenen auf das Höchste zu treiben, herrscht vielleicht strenger Winter; der Schnee stürmt durch die zerbrochenen, mit Papier verklebten trüben Fenster; ein eisiger Wind dringt in die traurige Wohnung. Kein Spänchen Holz ist da, den Ofen zu heizen, die erstarrten Glieder zu erwärmen. — Hunger und Frost, fürchterliche Gesellschafter eines Sterbenden! Die bleiche Mutter, ein Bild fast größeren Jammers als ihr sterbender Gatte, bedeckt die vor Frost und Hunger schreienden Kinder mit den letzten Lumpen ihrer eigenen Kleidung, reicht ihnen die letzte Brodrinde. Sie scheint äußerlich unempfindlich geworden, sie scheint nicht zu frieren; sie ißt nichts; die Leiden ihrer Seele haben die Bedürfnisse des Leibes ertödtet.

„Geh' zur Armen-Commission!" stöhnt der Mann beim Anblick seiner höchsten Noth, einer Noth, welche die Scham ertödtet, die von diesem letzten Schritte die Familie abhielt, so lange ein Stück zu versetzen oder zu verkaufen war.

Das Weib wankt zum Armen-Deputirten; die Commission erscheint; der sterbende Mann wird in eine Krankenanstalt gebracht, seinem Weibe verabreicht man eine Unterstützung von 1 oder 2 Thalern, giebt für die Kinder einige Strohsäcke zum Lager, zahlt auch wohl, wenn mehrere Kinder sind, auf eins derselben ein monatliches Pflegegeld, und — überläßt die Familie ihrem Schicksale.

Aber die Frau ist elend und hinfällig; die Geburt der vielen Kinder, ein Leben der Noth und Entbehrungen raubten ihr vor der Zeit ihre Kräfte; sie kann ihre Kinder nicht erhalten, mag sie auch arbeiten, daß ihr das Blut unter den Nägeln quillt.

Wird der Mann wieder gesund, so findet er seine Familie so, wie er sie verlassen hat, wieder: in Lumpen gehüllt und entblößt von Allem, was zum Leben gehört. Die Unterstützung Seitens der Armen-Commission hört auf, sobald der Mann die Krankenanstalt verlassen hat, und bald wird die gesunkene Familie ihre Zuflucht zum Arbeitshause nehmen müssen.

Oder der Mann stirbt in der Krankenanstalt. — Was bleibt dem Weibe übrig? Sie kann ihre Kinder nicht ernähren, sie kann sie auch nicht hungern sehen, — sie schickt sie also betteln. Bruder und Schwester verlassen in ihren Lumpen das Haus, kauern sich in die Ecke eines Prachtgebäudes und strecken die fleischlosen Händchen den Vorübergehenden entgegen. Bald fallen sie der Polizei anheim.

Sie betteln also, bis sie größer und stärker werden, haben während dieser Zeit oft das Arbeitshaus kennen gelernt und werden frech und schamlos.

Der Knabe ist 12 bis 14 Jahre alt; er läuft in den Straßen umher, prügelt sich, treibt Unfug aller Art und erwirbt seinen Unterhalt durch Oeffnen der Kutschen, Tragen von Packeten und anderen freien Handthierungen. Sein Vormund sagt, er solle ein Handwerk lernen; dazu hat er jedoch keine Lust. Das vagabundirende Leben sagt ihm besser zu. Auf der Straße und in Kneipen macht er die Bekanntschaft anderer vorgeschrittener Burschen; man zeigt ihm einen leichten, schnellen Weg zu einem Stück Geld zu gelangen, und der Sohn des armen aber ehrlichen Handwerkers wird — ein Dieb.

Seine Schwester, welche als kleines blondköpfiges Mädchen ihm betteln half, handelt später mit Blumen und Früchten. Wie hübsch erscheint die Kleine mit ihren blauen Augen, ihrem blonden Haar und in ihrer blühenden Jugendfrische! Wie schön ist sie, trotz des fadenscheinigen leichten Kleidchens, welches ihren jugendlichen Körper

umschließt. Ihre Mutter, welche nun Torf trägt und die Flasche etwas liebt, putzt ihr Töchterchen so hübsch als möglich und schärft ihr ein, ja recht höflich gegen die jungen und alten Herren zu sein, welche der hübschen Kleinen oft für eine geringe Blume ein Viergroschenstück schenken und ihr so oft sagen, daß sie allerliebst sei. Armes unglückliches Kind! Keine Hand hält dich zurück von dem Abgrunde, an dem du mit deinen Blumen wandelst! Wie bald ist die frische Röthe deiner Wangen dahin; es bedeckt dich Seide statt des fadenscheinigen Röckchens, Karmin dein geschändetes Antlitz; dein sanftes blaues Auge bemüht sich frech zu blicken, und nur zuweilen bringen dir unbewußt Thränen in dasselbe, ohne daß du weißt, aus welcher Ursache sie fließen!

Bruder und Schwester! Verbrecher und feile Dirne! — Seid ihr aus schlechtem Herzen, aus bösen Neigungen dahin gekommen, der Abscheu der menschlichen Gesellschaft zu werden? Habt ihr Warnungen und gute Lehren von Euch gestoßen? Nein, euch sind dergleichen nie zu Theil geworden. Die Warnungen des Beamten in der Strafanstalt, aus welcher ihr stets verderbter entlassen wurdet, waren die einzigen, welche ihr je hörtet; man sagte euch: bessere dich, oder du wirst härter als früher bestraft. Konnten diese Worte euch bessern, konnten sie euch zeigen, wie entsetzlich euer Loos ist?

Seht jenen Mann. Er ist ein entlassener Sträfling, er hat wegen wiederholten gewaltsamen Diebstahls eine zwanzigjährige Zuchthausstrafe verbüßt; er ist jetzt 50 Jahre alt; man entließ ihn. Ueber die Hälfte seines Lebens brachte er in Strafanstalten zu; die Zeit seiner Freiheit benutzte er zu Vergehungen gegen die Gesetze der menschlichen Gesellschaft. Als Kind ein Bettler, als Jüngling ein Vagabond, kaum ein Mann, ein Verbrecher. Seine Kraft, seine Gesundheit sind dahin; er ist im Gefängnisse ein Greis geworden. Er

versuchte zu entweichen, — es mißlang; Kette und Klotz wurden ihm angelegt; die tiefen Narben an Fuß und Hand zeigen die Spuren der lange getragenen eisernen Ringe. Die Gestalt des Mannes ist gebeugt, die Kniee schlottern, die Arme hängen erschlafft am Körper herab. Es scheint, daß von diesem Menschen nichts mehr zu fürchten sei. Er ist also doch wohl gebessert, durch das Gesetz gebessert, und dies sind die Spuren tiefster Reue? ... Ach nein! Das ist nicht das Antlitz eines Reuigen, das ist nicht der Blick, welcher eine gereinigte Seele verräth. Fragt nur den Mann, ob er gebessert ist; sein schneidendes Hohngelächter wird Euch antworten. — Wir haben nur Straf-, keine Besserungs-Anstalten. Der entlassene Sträfling wird nun wohl kein kühnes und großartiges Verbrechen mehr begehen, aber sein böser Wille wird nur durch seine Schwäche von der That abgehalten und er wird immer bereit sein, durch seinen Rath, durch Hehlen und Auskundschaften auch noch ferner mitzuhelfen.

Indeß ist sein Körper durch die langjährige Zwangsarbeit völlig zerrüttet; er wird zuletzt stumpfsinnig, verliert alle Kraft, irgend etwas zu unternehmen und endet seine Laufbahn so, wie er sie angefangen hat, als Bettler. Man giebt ihm für seine letzten Tage Aufenthalt im Arbeitshause, dem Orte, wo er in der Jugend die ersten bösen Lehren empfing, wo er in der Gesellschaft und Unterhaltung von Gaunern und Dieben sich zu einem Leben vorbereitete, dessen endliches Loos wieder das Arbeitshaus wurde. Unbeweint stirbt er; seine mißmuthige, abgespannte Seele wird auch in den letzten Augenblicken von keiner Reue heimgesucht; man scharrt ihn ein auf dem Kirchhofe der Armen. — Auch im Tode vereinen Verbrechen und Armuth sich.

Aber seine Schwester! Vielleicht ist dieses junge Mädchen glücklicher geworden, vielleicht wird das Laster nicht so hart als das Ver-

brechen bestraft. Sie war ja ein Kind, als sie fiel, und sie fiel, ohne es zu wissen.

Wir verließen sie glänzend im Schmuck, strahlend in Jugendschöne und glücklich in der Unwissenheit ihres Zustandes, nur bisweilen, mitten im Genuß, beschlichen von einer Regung der Wehmuth und des Schmerzes, deren Ursache ihr unerklärlich ist, welche aber dennoch ihr ganzes Wesen durchzittert. Nicht ohne Gefühl ist dieses so tief gesunkene Mädchen; sie sieht ein armes Kind mit nackten Füßen, frierend und bettelnd, und sie muß weinen, muß helfen; sie hört ein einfaches Lied und Thränen dringen in ihre Augen; sie liest ein Gedicht und ihr Auge glüht, wenn sie den Triumph des Guten und die Bestrafung des Bösen sieht; ... sie liest ein Buch, in welchem die Schönheit der Tugend und der Unschuld, die Scheußlichkeit des Lasters geschildert wird. — Sie versteht diese Worte nicht, denn nie im Leben hat sie ihr Jemand erklärt. Versteht sie diese Worte aber, begreift sie deren Wahrheit und faßt sie das Schreckliche ihrer Lage, so ist ihr Unglück keinem auf Erden zu vergleichen.

Doch sie kennt dies nicht; sie wandelt ihren Weg fort. Wenige Jahre und ihre Blüthe ist dahin; erloschen ist der Glanz des sanften Auges, dahin die Rosenfarbe der Wange; das Bild eines Engels hat sich in das einer Megäre verwandelt. Durch Straßen, wo sie sonst in prächtiger Karosse dahinrollte, trägt sie jetzt ihr schleppender Schritt; im Kehricht der Gassen muß sie ihren Unterhalt suchen.

Auch sie findet ihr Sterbebett im Arbeitshause. Sie endet eben so stumpfsinnig und gleichgiltig gegen Alles, wie ihr Bruder, und die Anstalt läßt auch sie auf dem Kirchhofe der Armen begraben, wenn es nicht Winter ist, und ihr Körper der Anatomie übergeben wird.

Vielleicht war jener Mann, welcher jetzt diesen einst so schönen Körper kaltblütig zertheilt, vielleicht war er derjenige, der das junge,

blühende Mädchen im dürftigen Kleide, die Blumen in der zitternden Hand, zuerst in seine dunkle Stube zog und das Kind vernichtete. Seiner Leiche wird einst eine lange Reihe von Karossen folgen, — deine verstümmelten Glieder, du armes Mädchen, bringt ein elender Karren zur stillen Gruft! Keine Thräne der Wehmuth fließt dir, die du einst Thränen des Entzückens in so manchem Auge hervorriefst!

Was war die Ursache, daß zwei von der Natur vielleicht mit mancher guten Anlage ausgerüstete Wesen so enden mußten? Was warf sie in den Staub, um zertreten zu werden, was machte sie frech, unzüchtig, liederlich und verbrecherisch? O, Armuth! sind deine Folgen so fürchterlich, bist du ein Fluch, der auf dem Unglücklichen lastet und welcher sich auf seine Kinder vererbt? Ist Armuth und Sünde Eins, dann müßte auch Reichthum und Tugend Eins sein. Oder vermag Reichthum das Laster zu veredeln und zu verschönen? Läßt nur die Armuth die Sünde in ihrer natürlichen, häßlichen Gestalt erscheinen? — Verdammen wir nicht diese unglücklichen Geschöpfe, welche so tief unter uns zu stehen scheinen; verdammen wir sie nicht, wir würden auch uns vielleicht verdammen müssen; schenken wir ihnen vielmehr unser ganzes Mitleid.

Es ist nicht unsere Absicht, eine Chronik des Arbeitshauses von Berlin zu schreiben. Es ist vielmehr unsere Hauptabsicht, die Bewohner dieser Anstalt selbst, die Ursache ihrer Gesunkenheit, und ihre moralischen Eigenschaften, so viel als uns dies möglich ist, zu schildern, und die unglücklichen Geschöpfe der Theilnahme und dem Mitleiden ihrer glücklicheren Mitmenschen dadurch näher zu bringen. Wir werden hierbei vielleicht gezwungen sein, Einiges von unsern Einrichtungen als nicht das Beste anzuerkennen, was als unentbehrlich betrachtet wird; wir sind jedoch leider überzeugt, daß der Lehrsatz der

Jesuiten, daß der Zweck das Mittel heilige, noch gar viele Anhänger hat.

Es ist ferner unsere Absicht, den Beweis zu führen, daß es dem gesunkenen, einmal bestraften Menschen fast unmöglich gemacht wird, zu einem besseren Lebenswandel zurückzukehren, selbst wenn er dazu den redlichsten Willen hat. Diese Ungerechtigkeit der menschlichen Gesellschaft, welche den Unglücklichen aus ihrer Mitte verstößt und verabscheut, welcher seinen Fehltritt, vielleicht den ersten, gebüßt hat, — diese Ungerechtigkeit, sagen wir, ist es hauptsächlich, welche immer neue Verbrechen hervorruft, indem sie den Ausgestoßenen oft zwingt, entweder zu verhungern oder zu stehlen.

Höre man diese Unglücklichen nur selbst; die Wahrheit der eigenen Schilderung ihrer Lage, als entlassene Sträflinge, wird selbst dem Ungläubigsten einleuchten. Indem man diesen Menschen alles Vertrauen entzieht, indem man in ihnen nur abgefeimte Hallunken erblickt, zwingt man sie, indem man ihnen jede Hülfe verweigert, dies zu werden. Es bleibt ihnen nichts übrig, als die einmal betretene Bahn des Verbrechens zu verfolgen und von den Menschen das durch List und Gewalt sich zu verschaffen, was redlich zu erwerben ihnen unmöglich gemacht wird.

Wir wollen keineswegs die thörichte Behauptung aufstellen, daß ein jeder bestrafter Bösewicht den Trieb zur Besserung empfände; wir halten vielmehr den größeren Theil von denen, welche einmal die Luft des Gefangenhauses geathmet haben, für unverbesserlich; aber gewiß ist es, daß Viele, sehr Viele auf den Weg der Rechtschaffenheit zurückkehrten, wenn ihnen derselbe nicht durch Mißtrauen verschlossen würde. Dieser große Uebelstand ist nun freilich schon oft erwogen worden; man hat darüber hin und her gesprochen und — Alles beim Alten gelassen. Zwar existiren in Berlin ein paar Vereine, welche

entlassenen Sträflingen Beschäftigung und für eine Woche unentgeldliche Schlafstelle geben; diese Vereine sind jedoch wenig zureichend, da sie nur einer beschränkten Anzahl Personen Arbeit geben können, und diese Beschäftigung nur in schweren Handarbeiten, als namentlich Holzkleinen, besteht, also nur für kräftige Leute geeignet ist. Diese Vereine sind überhaupt mehr ein Zufluchtsort der aus dem Arbeitshause entlassenen Bettler, Vagabonden und arbeitsscheuen Umhertreiber, als der wirklichen Verbrecher. Der raffinirte Dieb, der Wechselbetrüger, der falsche Spieler wendet sich nie dorthin.

Die Verschiedenheit der Individualitäten kann wohl in keiner Strafanstalt größer sein, als im Arbeitshause zu Berlin. Obdachlose, Kranke, Verrückte, Kinder, Bettler, Vagabonden, liederliche Mädchen, Diebe und Räuber sieht man hier vereint. — Wie verderblich die gemeinsame Einsperrung überhaupt ist, dies ist längst anerkannt, und hat einen Entschluß der höchsten Energie zur Reife gebracht, nemlich die Einführung des Zellen-Systems. Dieses System steht nun allerdings in grellem Widerspruch mit der bisherigen gemeinsamen Einsperrung der Gefangenen und wird die Zukunft lehren, ob dieses äußerste Mittel die beabsichtigte Wirkung haben wird, nemlich Besserung der Verbrecher durch unbegrenzte Furcht vor Strafe. Denn eine entsetzliche Strafe wird es allerdings sein, wenn diese rohen, wilden, an Zerstreuung und Unterhaltung gewöhnten Menschen, statt unter ihres Gleichen, sich in eine einsame Zelle versetzt sehen, allein, auf sich selbst angewiesen. Wir hoffen es, daß hier die sonst gewöhnliche gesetzliche Strafzeit verkürzt werden wird, denn als unsere Gesetzgeber für wiederholten Diebstahl eine Zuchthausstrafe bis zu 20 Jahren und länger festsetzten, wußten sie noch nichts vom Zellensystem.

Der Mensch ist von der Natur für die Geselligkeit geschaffen;

sie ist ihm zu seiner Erhaltung nothwendig, wie jedes andere Lebensbedürfniß. Diese Geselligkeit findet der Mensch sogar allein, auf wüster Insel; er wird in der Natur die ihm nöthige Unterhaltung finden. Die Gegenstände um ihn her, die Thiere, die Pflanzen, die Gestirne, Regen, Hitze und Frost werden ihm die nothwendige Abwechselung darbieten; er wird sich wohl nach Menschen sehnen, aber dies Verlangen wird selten so heftig werden, daß es seiner Erhaltung nachtheilig würde; er wird in dieser Einsamkeit nie ganz allein sein. Ein Anderes ist es mit dem in einer Zelle eingesperrten Verbrecher. Er sieht nicht die Sonne, er sieht nicht das Leben der Natur; er ist völlig einsam. Umgeben von den Wänden seines Gefängnisses, herrscht Schweigen vor seinem Ohre, vor seinem Auge. Es fehlt ihm alles Aeußerliche und er ist rein auf sein eigenes Selbst angewiesen; er muß sich selbst erkennen lernen. Dies ist der Zweck des Zellen-Systems: gewiß ein edler Zweck; er muß das Mittel heiligen, welches entsetzlich bleibt. Der Verbrecher bessert sich entweder, oder er verliert den Verstand. Eins oder das Andere wird aber gewiß das Loos desjenigen sein, welchem zehnjährige oder längere einsame Einsperrung zu Theil wird. Allerdings soll dem einsamen Gefangenen der Zuspruch des Geistlichen nicht vorenthalten werden; er wird den Besuch des Direktors der Anstalt erhalten, und so des Trostes nicht entbehren, das Antlitz der Menschen zu sehen. Aber wird dies sein Loos viel erträglicher machen? Die Gesellschaft ist es allerdings, welche auf unsere Gesinnungen am meisten einwirkt, sowohl im Guten als im Bösen; aber was nützt hier eine erzwungene Gesellschaft, was nützt dem Verbrecher das kalte Wort seines Direktors und die erbauliche Rede des Predigers? Die Gesellschaft im freien Leben ist es, welche uns gut oder böse macht, die guten Lehren der Beamten des Zuchthauses werden jedoch selten Erfolg haben und ein gutes

der schlechtes Beispiel fruchtet mehr, als alle guten oder bösen Lehren auf der Welt.

Doch wir haben das Zellen-System noch nicht, und noch sieht man im Arbeitshause die Verbrecher verschiedener Gattung, den nächtlichen Einbrecher, den Taschen- und Ladendieb, den Betrüger, den falschen Spieler, den Bettler, den Vagabonden und — den Armen, in Einem Saal. Flüsternd verbreitet sich die Unterhaltung in den Gefangenhäusern. Die Diebe sprechen von Diebstählen, die Mädchen erzählen schamlose Dinge, und wem die Unterhaltung nicht behagt, der hat gewiß für Heimtücke und Neckereien nicht zu sorgen. Aber wie ansteckend ist das Laster! Der Neuling hört mit Abscheu diese Sprache, entsetzt wendet er sich zuerst weg. Doch der Trieb der Unterhaltung siegt; er hört zu, er lacht bald über Späße der Verworfenheit und findet nun freundliches Entgegenkommen, erhält Unterstützungen und Lehren. Man hilft ihm durch, wenn er gegen die Ordnung gefehlt hat, man theilt das Brod mit ihm und — der Unglückliche ist verloren!

Laßt uns die Mädchen betrachten, und sehen wir zuerst, was die Ursachen sind, daß ein weibliches Wesen unter die Verworfensten ihres Geschlechts versetzt wird. Wir wollen hier eine kleine Geschichte erzählen, eine einfache Geschichte, wie deren Tausende im schönen Berlin vorfallen.

In einer kleinen Stadt in der Nähe Berlins lebte eine arme Handwerker-Familie. Mann und Frau lassen es sich sauer werden im Leben, aber bei allem Fleiße vermögen sie nicht ohne drückende Sorgen zu bestehen. Die Söhne werden deshalb in die Lehre gegeben, sobald sie 14 Jahre alt sind, die älteste Tochter, ein junges hübsches Mädchen von 17 Jahren, soll dienen. In Berlin giebt es hohen Lohn, denken die Eltern; nur dort kann ein armes Mädchen

etwas ersparen; sie kann sich ordentliche Kleider anschaffen und vielleicht ihre armen Eltern unterstützen. Wie oft hat sich nicht ein rechtliches Mädchen in Berlin an einen tüchtigen Mann verheirathet und ist eine wohlhabende Hausfrau geworden!

Diese schönen Aussichten machen die Trennung weniger schwer und das junge Mädchen empfängt den Segen ihrer Eltern, verspricht ihre Ermahnungen stets im Herzen zu tragen und kommt froh und wohlgemuth nach dem großen Berlin.

Sie kennt hier Niemand, hat auch keinen Verwandten oder Freund hier; aber sie hat Vertrauen zu sich selbst, guten Willen und rüstige Arme. Sie findet deshalb auch bald einen Dienst und ihr Gehorsam, ihr Fleiß und ihre Treue erwerben ihr schnell das Zutrauen ihrer Herrschaft.

„Mache Dir auch ein Vergnügen und lerne Berlin kennen," sagt eines Tages ihre freundliche Herrin, und das junge Mädchen kann kaum den Sonntag erwarten, wo sie von dieser Erlaubniß Gebrauch machen soll.

Wir finden sie auch an diesem Tage mit freudestrahlendem Gesichte und möglichst geputzt an einem Vergnügungsorte vor den Thoren der Stadt. Es ist hier Musik und viel Gesellschaft und am Abend wird getanzt. Das junge Mädchen aus der Provinz ist ganz glücklich; fast beständig tanzt ein junger, fein gekleideter Mann mit ihr und als es Abend geworden, führt er sie nach Hause. Seine Höflichkeit, seine einschmeichelnde Rede gefällt dem unerfahrenen Mädchen nur zu gut; als er endlich scheidet, thut er es nicht, ohne die Aussicht auf ein Wiedersehn erhalten zu haben, das sie ihm gern und ohne Arg gewährt.

Und man sieht sich wieder und wird bekannter. Der junge Mann ist so offen, seine Worte klingen so wahr und seine Augen blicken so

treuherzig; warum sollte das junge, unschuldige Mädchen ihm nicht glauben, wenn er ihr sagt, daß er sie liebt, daß sie und keine Andere sein Weib werden soll?

Alle ihre Hoffnungen sieht sie jetzt erfüllt; die Zukunft lacht ihr freundlich entgegen und sie spart bereits emsig zu ihrer Aussteuer. — Sie möchte ihrem Geliebten gern noch mehr zubringen als ihre Liebe. — Glückliche Zeit im Leben eines armen Wesens, warum entfliehst du so schnell! — Das junge Mädchen, welches glaubt, ihrem Bräutigam Alles gewähren zu müssen, ist bald verführt und — verlassen.

Welch' ein Schmerz, welch' Erwachen aus kurzem Traum! — Vernichtet für immer! Still und bleich verrichtet die Arme nun ihre Geschäfte; sie geht nicht mehr spazieren, sitzt des Sonntags still am Fenster ihrer Kammer und weint Thränen der Reue und des tiefsten Schmerzes. Aber ihr Leiden ist erst im Beginnen. Bald bemerkt sie die Folgen ihres Fehltritts und Entsetzen überfällt ihre Seele. Halb todt vor Angst, entdeckt sie sich ihrer Herrschaft. Man nennt sie eine Verworfene und behandelt sie ohne alle Schonung. Sie sucht ihren Verführer auf und fleht um dessen Hilfe. Aber der wirft sie zur Thür hinaus und sagt: er kenne sie nicht. Die Unglückliche wünscht sich den Tod!

Blaß und abgehärmt, aber noch hübsch, ein Kind im Arme, verläßt das junge Mädchen die Entbindungs-Anstalt und steht in der großen Stadt allein da ohne Hilfe, ohne Aussicht was aus ihr werden soll. Sie könnte zu den alten Eltern zurückkehren, aber die Scham würde sie tödten. — Nein, sie will lieber hier bleiben und Alles erdulden; sie kann so nicht ihren Eltern vor die Augen treten.

Aber wohin mit ihrem Kinde? Ein Dienst ist schwer zu finden, wenn man so eben aus der Entbindungs-Anstalt entlassen ist; doch hofft sie als Amme ein Unterkommen zu finden und bezieht vorläufig

eine Schlafstelle. Schon am nächsten Tage begiebt sie sich nach dem Mieths-Comtoir, da sie gern recht bald einen Dienst haben möchte, denn ihre Wirthin verlangt Geld, welches sie nicht hat, und der Polizeikommissar des Reviers dringt auf Nachweis eines Broderwerbs. Doch sie ist sehr jung und nicht besonders kräftig und die Leute nehmen gern große und starke Ammen. Das arme Mädchen bietet deshalb ihre Dienste vergeblich an.

Indeß wird die Wirthin täglich dringender und der Polizei-Kommissar droht zuletzt mit Fortschaffung aus Berlin, wenn nicht binnen 48 Stunden der Dienst nachgewiesen sei. Die unglückliche junge Mutter weiß keine Hilfe, keinen Rath und ihre Wirthin erklärt endlich, daß sie am nächsten Tage das Logis verlassen oder Zahlung leisten müsse. Verzweiflung bemächtigt sich der Seele der Unglücklichen.

Es ist Abend und ihre Wirthin schleicht in die dunkle Stube, setzt sich neben die Verlassene und beginnt flüsternd eine Unterhaltung.

Ihre Worte erregen Abscheu und Schrecken bei dem Mädchen, doch die Alte droht: sogleich müsse sie das Haus verlassen, und weinend ergiebt sich die Aermste in ihr Schicksal. Triumphirend schlüpft die Alte hinaus und kehrt zurück, in Gesellschaft eines Mannes, welchen sie mit dem Mädchen allein läßt.

Seitdem hören die Drohungen der Wirthin auf, welche jetzt stets freundlich ist und beschwichtigende Worte für das weinende Mädchen hat. Dieselbe fügt sich in ihr Schicksal; der erste Schritt auf dem Wege des Lasters ist gethan, die übrigen werden schnell folgen. Wenige Wochen und das vor Kurzem noch schuldlose Mädchen hat vergessen, was Scham ist. Dennoch wäre sie noch zu retten; es waren nicht böse Neigungen, welche sie in's Verderben führten; nur ihre Leichtgläubigkeit brachte sie zum Falle, die Noth zum Laster. Aber ihre Seele ist noch nicht völlig vergiftet; man könnte sie zur Reue

und zur Besserung zurück führen. Doch es zeigt sich Niemand, welcher diese Mühe übernimmt.

Nicht lange hat das junge Mädchen die Bahn des Lasters gewandelt, so erregt sie die Aufmerksamkeit der Polizei und bald befindet sich die Verführte im Gefängniß. Jetzt erkennt sie mit Entsetzen die schrecklichen Folgen des Lasters; sie ist in Verzweiflung, ihr Gefühl ist empört; sie weint Thränen der Reue und stirbt fast vor Scham, als man sie am hellen Mittage in Gesellschaft eines Dutzend anderer liederlicher Mädchen durch die volkreichen Straßen nach dem Arbeitshause transportirt. Die Gassenjugend umringt jubelnd den traurigen Zug; die Leute bleiben stehen und jeder Vorübergehende starrt der Unglücklichen in das blasse Antlitz; die Buben werfen sie mit Koth. Kaum vermögen ihre Füße sie zu tragen, doch die Stöße der Soldaten treiben sie vorwärts. — Und die Unglückliche ist kaum 18 Jahre, war noch vor wenigen Monden froh, unschuldig und glücklich. Arme Eltern! wenn ihr in diesem Augenblicke eure Tochter sähet, euer Herz müßte brechen. —

Halb todt vor Scham, Entsetzen und Angst erreicht endlich die Unglückliche den Ort ihrer Bestimmung, das Arbeitshaus, woselbst sie nunmehr die Strafe für ihr Vergehen gegen Zucht und Sitte erleiden, wo sie gebessert werden soll. Und, wir wiederholen es, noch wäre Besserung möglich, noch könnte man sie vom Verderben retten, die Verirrte zur Tugend zurückführen. Aber ist das Arbeitshaus dazu der passende Ort; wird hier das Werk der Besserung gelingen, oder wird man nur das Vergehen strafen? Wir wollen sehen!

In einem großen Saale sitzt das junge Mädchen; sie polirt wohlriechende Seife und wickelt dieselbe in Packete. Dies ist keine schwere Arbeit, doch muß sie fleißig darüber beschäftigt sein, um täglich ihr Arbeitspensum abzuliefern. Eine große Anzahl anderer junger

Mädchen theilen ihre Beschäftigung; eine leise Unterhaltung wird von den meisten geführt. Die neue Gefährtin kann vor Thränen fast nicht arbeiten; sie denkt an ihre alten Eltern, an ihre auf ewig zerstörten Hoffnungen und an die Schande, wenn sie ihre Vaterstadt wieder betreten wird. Denn die Polizei wird sie dorthin zurücksenden, sobald ihre Strafzeit im Arbeitshause beendet ist. Sie hört deshalb auch anfänglich wenig auf die Reden ihrer Umgebung, aber bald wird sie von Allen geneckt und wegen ihrer Betrübniß ausgelacht. Man tröstet sie über ihre jetzige Lage, welche ja nur kurze Zeit dauern wird, und schärft ihr ein, ja nicht so albern zu sein, die Anweisung der Polizei zu befolgen und Berlin zu verlassen. Man bezeichnet ihr diejenigen gefälligen Frauen, wo sie nach ihrer Entlassung aus dem Arbeitshause heimliche Aufnahme finden wird, und zeigt ihr die Aussicht auf Putz, öffentliche Vergnügungen und alle die Freuden, wovon ein Mädchen so leicht bestochen wird. Man sucht sie zu überzeugen, daß ein Leben der Ausgelassenheit das vergnüglichste auf der Welt sei und wenn man auch mitunter einige Zeit im Arbeitshause sitzen müsse, so sei die Strafzeit doch kurz und es sei in dieser Anstalt gar nicht so schlimm, wenn man nur Geld habe, wofür man sich Lebensmittel und andere Dinge anschaffen könne. Geld aber wird leicht hier eingeschmuggelt, wenn man nur außen gute Freunde hat.

Das junge Mädchen findet Trost in diesen Erzählungen; sie glaubt, jetzt könne sie doch nicht wieder ordentlich und gut werden, denn wer würde sie in Dienst nehmen, wer würde der im Arbeitshause Gewesenen Gutes zutrauen? Sie denkt also, es muß so sein, und versöhnt sich mit ihrem Schicksale. So hört sie nun mit steigendem Wohlgefallen auf die unzüchtigen Geschichten ihrer Gefährtinnen und ist bald eben so entwürdigt als diese. Der letzte Funke von Scham ist aus ihrer Seele verdrängt, die Lehren ihrer Eltern ver-

gessen und sie wünscht nur das Ende ihrer Strafzeit herbei, um die neue Freiheit auf das ungebundenste zu genießen. — Die Anstalt, wo sie gebessert werden sollte, hat sie völlig verderbt. Sie giebt jetzt in Frechheit keiner Andern etwas nach, ja sie gefällt sich darin, sich recht frivol zu zeigen, da sie sieht, daß in ihrer Umgebung diejenigen am meisten respektirt werden, welche sich darin auszeichnen. — Indeß läuft ihre Strafzeit zu Ende; sie verläßt das Arbeitshaus und erhält von der Polizei die Weisung, sich sofort aus Berlin zu entfernen. Doch man denkt nicht daran dies zu thun, man weiß jetzt Mittel und Wege sein Fortkommen zu finden. Das Kind wird bei armen Leuten untergebracht und die junge Mutter findet bereitwillige Aufnahme bei einer freundlichen alten Frau, welche sich beeilt, die aus dem Arbeitshause Entlassene in eine stattliche Dame umzuwandeln.

Es giebt in Berlin glänzende Lokale, welche der Sammelplatz eines großen, aber sehr verschiedenen Publikums sind. Man sieht hier Männer aus allen Ständen, reiche Ausländer, Rentiers, Beamte, Kaufleute, Ladendiener, Kriminal- und Polizeibeamte und Spitzbuben. Der Vergnügungssüchtige sucht hier Genuß, der Taschendieb seine Beute und der Polizist den Taschendieb. Jeder erscheint hier in eleganter Toilette und diejenigen geben sich die meiste Mühe als wahre Dandys auftreten, deren Alltags-Beschäftigung am wenigsten zu dieser Maske paßt. Der treulose Commis, der seine Börse aus der Kasse seines Principals füllt, der hoffnungsvolle Sohn wohlhabender Eltern, welcher es mit diesen ebenso macht, wie der Commis mit seinem Principal; der Barbier, welcher das Kundengeld in die Tasche steckt, diese Leutchen finden hier Gelegenheit, ihr unredlich erworbenes Geld sehr schnell wieder zu vergeuden. An keinem andern Orte sieht man so viel Champagner trinken, als in diesen glänzenden Sälen; nirgends erscheint die junge Männerwelt Berlins so ver-

schwenderisch, als hier. Man sieht oft einen jungen Windbeutel von 18 Jahren sechs bis acht Damen zu Tische führen und auf das nobelste bewirthen. Und wie verstehen diese Damen Champagner zu trinken! Es scheint sie eine Art von Wuth zu beherrschen, ihrem splendiden Wirthe möglichst große Kosten zu verursachen. Doch was kümmert das diesen, wenn er nur nobel erscheint; weiß er doch, wo er morgen die geleerte Börse wieder füllen kann. Es wird an diesen Orten fast die ganze Nacht getanzt, und wirklich sieht man nirgends so gut tanzen als hier. Der von Licht strahlende Saal, die rauschende Musik und die Masse der nymphenhaften Tänzerinnen versetzt den, welcher zum ersten Male diese Säle betritt, in einen angenehmen Taumel. Man glaubt sich in einen Feentempel versetzt. Welche reizende, verführerische weibliche Gestalten sieht man hier, welche Schultern, welche Taillen, welch' ein Fuß! — Und diese ungezwungene Grazie, diese geschmackvolle Toilette und dieses reizende Sichgehenlassen! — Selbst der Blödeste wird hier leicht in eine interessante Unterhaltung verstrickt. — Gewiß gehören diese glänzenden Damen, beladen mit Schmuck, zu den ersten Kreisen der Gesellschaft und wenn man ihre Mütter nicht sieht, so befinden sich diese würdigen Damen vielleicht in einem andern Saale und vergnügen sich bei einem Spielchen. Doch man wird vergeblich sich nach bejahrten Frauen umsehen; diese schönen Räume werden nur von der Jugend besucht und die prächtigen Damen sind Grisetten, Nätherinnen und leichtfertige Dirnen. Die Galanterie hat hier ihr freiestes Feld; unverzagt darf man diesen liebenswürdigen Damen die dreistesten Dinge sagen; sie werden nicht beleidigt, wenn man sich nur galant zeigt. Man darf frei sprechen und dies wird sogar gern gesehen. Man biete dreist den Arm; ein Souper wird nicht ausgeschlagen, der Wein vortrefflich gefunden, nach Tische rasend gewalzt, und es fehlt der

Dame gewiß an einem Wagen und einem Begleiter; man darf beides anbieten und seines Sieges gewiß sein.

Leider sind diese glänzenden Orte die Fallgrube für manches unverdorbene Herz. Die guten Eltern in der Provinz wissen nicht, welchen Gefahren sie ihren hoffnungsvollen Sohn preisgeben, wenn sie ihn nach Berlin schicken. Sie kennen nicht diese Orte, kennen nicht ihren Zauber, womit sie namentlich den Neuling bestricken. Vermögen, Gesundheit und geistige Kraft wird hier auf dem Altar der Ausschweifung geopfert. Wenige entziehen sich diesem Taumel, wenn es noch Zeit ist, und die Meisten lernen diese Freuden erst dann verachten, wenn die Reinheit ihrer Seele darin untergegangen ist.

Diese glänzenden Hallen sind es nun, welche das aus dem Arbeitshause entlassene Mädchen eifrig besucht. Sie findet hier Vergnügen und Zerstreuung, sie tanzt rasend und ein unaufhörlicher Taumel berauscht ihre Sinne. Alle ihre früheren Gefühle gehen unter; sie kennt jetzt nur das Vergnügen; das Laster zeigt ihr seine schönste Seite. Von Liebhabern umschwärmt, jagt ein Vergnügen das andere. Jetzt erst, nun sie auch die Reize des Lasters kennen gelernt hat, befindet sie sich ganz in dessen Banden und ist für immer verloren.

Wer würde in dieser zarten üppigen Gestalt, mit dem interessanten blassen Gesicht, belebt von schmachtenden und doch verzehrend feurigen Blicken das linkische, blöde Mädchen von ehemals erkennen! Vermag das Laster in wenigen Monaten so das Aeußere zu verändern, wie es das Innere umgewandelt hat? Doch der Glanz ist Trug; nur zu bald ist er dahin und die Unglückliche wird dem Fluch anheimfallen, welcher auf ihrem Laster ruht.

Indeß ist ihr rauschendes Leben mehrmals durch die Wachsamkeit der Polizei unterbrochen worden und sie hat nun das Arbeitshaus schon öfter und auf längere Zeit besucht. Aber die härtere

Strafe vermochte nicht, ihre Lebensweise zu ändern; sie bleibt auf der einmal betretenen Bahn. Man eröffnet ihr endlich, daß es ihr nicht mehr selbst überlassen werden solle, in ihre Heimath zurückzukehren, und daß sie nach beendeter Strafzeit dorthin transportirt werden müsse.

Das jetzt 24 Jahre alte Mädchen, so verderbt sie auch ist, schaudert vor dem Gedanken, beladen mit ihrer Schmach, in die Heimath zurückzukehren und ihre alten Eltern wieder zu sehen. Aber es bleibt ihr nur ein Ausweg übrig, der letzte, aber auch der schrecklichste. Man hat ihr gesagt, daß sie in Berlin bleiben dürfe, wenn sie in ein „öffentliches Haus" eintrete. Sie ergreift dieses letzte Mittel und wird eine öffentliche Dirne. Ihr Leben ist geopfert; nach einigen Jahren verläßt sie den Ort der Verworfenheit und eine schreckliche Krankheit macht ihrem unglücklichen Dasein ein Ende. Sie stirbt, kaum 30 Jahre alt, und glücklich, daß der frühe Tod sie vor weiterem Elende bewahrt.

Bevor wir in der Schilderung einzelner Scenen fortfahren, gestatte man uns, hier einige Bemerkungen über das Verhältniß unserer gesunkenen Mitmenschen zur übrigen Gesellschaft, wie sie sich uns und allen denen, welche sich die Mühe der Beobachtung geben, täglich aufdringen.

Das Böse im Menschen ganz auszurotten ist allerdings unmöglich. Ueble Neigungen und schlechtes Beispiel werden der Tugend stets verderblich sein. Dennoch sind wir vollkommen überzeugt, daß es nur an zweckmäßigen Einrichtungen fehle, um die Laster und Verbrechen der niedern Volksklasse, worüber so viel geklagt wird, und worin wohl ein Hauptgrund der immer zunehmenden Armuth zu suchen ist, seltener zu machen und die Moralität dieser Klasse zu heben.

Leider bewirken unsere jetzigen Einrichtungen und gesellschaftlichen Zustände oft gerade das Gegentheil.

Wie anerkennenswerth die Errichtung von größeren und zweckmäßigen Schulen auch ist, und wie viel für das Gute dadurch gewonnen wird, so könnte doch noch mehr, weit mehr geschehen, ohne daß dies hieße, etwas Unmögliches verlangen. Dies Streben, durch vermehrte Bildung unter der niedern Klasse dem Laster und Verbrechen entgegen zu arbeiten, ist gewiß ein sehr löbliches und es geschieht in dieser Hinsicht wohl alles, um die Verbreitung der Verderbniß zu hemmen; aber leider geschieht zu wenig für die bereits Gefallenen. Hier, wo es am nöthigsten ist, wird am wenigsten gethan. Die besten Schulen aber werden wenig nützen, so lange das böse Beispiel so offen und häufig der Jugend vor Augen geführt wird.

Was hilft der beste Unterricht bei einem Kinde, dessen Eltern und Geschwister die Bahn des Lasters und der Verbrechen gehen? Was nützen die eindringlichsten Ermahnungen von Lehrern und Predigern, wo täglich das Beispiel der Sünde von den nächsten Verwandten gegeben wird? Und wie wuchert dieser böse Same, ausgestreut von denen, welche uns am nächsten stehen! Das Verbrechen scheint in mancher Familie erblich zu sein. Es pflanzt sich fort von Generation zu Generation, mögen auch die Kinder gezwungen werden, die Schule zu besuchen; diese wird sie um nichts besser machen; sie werden für das verschlossen bleiben, was ihnen Fremde lehren, und das Beispiel der Eltern wird ihrem Leben seine Richtung geben.

Aber wenn es unmöglich ist, durch Unterricht und Lehren die Kinder verderbter Eltern zu moralisch guten Menschen zu machen, warum richtet man sein Augenmerk nicht auf die gesunkenen Eltern selbst, warum versucht man diese nicht zu bessern und dadurch die Kinder zu retten? Ist dies eine Unmöglichkeit und worin besteht

dieselbe? O, wir sind überzeugt, daß diese Unmöglichkeit nicht so groß ist, als sie auf den ersten Blick dem blinden Vorurtheil erscheint. Aber allerdings müßte es rege That und wirkliche Menschenliebe sein, welche hier allein Erfolg herbeiführen könnte.

Das Böse hat in unserer Zeit leider eine ausgedehntere und größere Macht erlangt, als der Tugendhafte vielleicht glaubt. Die inneren Verhältnisse unserer Gesellschaft sind erschüttert durch tausend böse Leidenschaften und Neigungen, und eine große moralische Verderbniß schleicht sich immer mehr unter uns ein. Wahre Tugend, selten zu jeder Zeit, ist fast unerhört in der jetzigen. Aber die Gebrechen, die Laster und Thorheiten der höheren Gesellschaft sind dem offenen Auge verdeckt; die Civilisation breitet ihren täuschenden Schimmer über so manches Böse aus, was ohne dieses Blendwerk in seiner ganzen Nacktheit erscheinen würde. Jedoch das Böse ist darum nicht weniger verderblich, wenn es dem äußern Blicke seine wahre Gestalt verbirgt, und wir leiden davon vielleicht mehr als da, wo es sich in seiner natürlichen Häßlichkeit zeigt. Der Mann von Welt mag alle die Fehler und Laster haben, welche wir bei dem gemeinen Verbrecher verabscheuen und bestrafen, aber seine Vorsicht und der täuschende Schimmer von Bildung und öffentlichem Charakter wird seine Fehler verdecken und den als unbescholtenen Mann erscheinen lassen, welcher unter anderen Veahältnissen als gemeiner Verbrecher im Zuchthause den Lohn seiner Thaten empfangen hätte. Aber die meisten Sünder der höheren Gesellschaft finden nur den Richter in ihrem Innern, und das Gesetz und seine entehrenden Strafen treffen allein den Missethäter der niederen Klasse.

Hier erscheint das Laster in seiner wahren abschreckenden Gestalt und nur hier empfängt es seine weltlichen Strafen. Wir verdammen den gemeinen Dieb und Betrüger und fühlen dabei nicht, ob wir in

unserer Brust nicht vielleicht dieselben sträflichen Leiden und Begierden haben, welche jenen Unglücklichen in's Verderben führten, und daß es wohl unsere gesichertere Stellung in der Welt, unsere größere geistige Kraft ist, welche uns vor gleichen Folgen bewahrte.

Sollten wir darum nicht menschlicher denken von den Fehlern der so tief unter uns Stehenden, und sollten wir nicht den Gedanken fassen, ob es möglich sei, den Gefallenen aus seiner Gesunkenheit emporzuziehen? Und wenn wir unter Zehn nur Einen retten, wäre dies nicht Belohnung genug für die, welche zu seiner Rettung beigetragen haben? Gewiß aber können Ermahnungen und Strafen allein dies nicht bewirken, wir müssen dem Gefallenen nicht nur sagen, daß er den Weg der Besserung betreten solle, sondern wir müssen ihn auf diesen Weg führen, wir müssen ihm solchen ebenen und ihm den Lohn des Guten zeigen und auch gewähren.

Wie es jetzt ist, wird der einmal peinlich Bestrafte als ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft betrachtet; sein Wiedereintritt in den bürgerlichen Verband wird ihm nicht allein nicht erleichtert, sondern ihm vielmehr erschwert, ja unmöglich gemacht.

Der entlassene Sträfling möge (was bei der Einrichtung unserer Strafanstalten freilich selten ist) den besten Willen haben, künftig ein besseres Leben zu führen, das Verbrechen zu meiden. Er versucht, Arbeit zu finden; aber darf er seinem Brodherrn sagen: ich bin ein bestrafter Dieb? Dieser würde ihn sogleich entlassen. Er verschweigt dies also und hofft, daß seine böse That vergessen ist. Aber er steht unter polizeilicher Aufsicht. Der Polizei-Kommissair seines Reviers hat die Pflicht, ihn zu kontroliren, sich davon zu überzeugen, ob der Bestrafte auch wirklich arbeitet und einen redlichen Wandel führt. Die erste Nachfrage ist in der Schlafstelle, die zweite bei dem Arbeitgeber. Nun erst vernimmt dieser, daß sein Arbeiter ein bestrafter

Verbrecher ist und erschreckt darüber, hat er nichts Eiligeres zu thun, als ihn zu entlassen. Ist er beharrlich in seinen guten Vorsätzen, so versucht es der Unglückliche wohl noch an einem zweiten und dritten Orte; dieselbe Ursache aber wird immer dieselbe Wirkung wieder hervorbringen. Man stößt ihn aus; er ist ohne Arbeit, ohne Obdach, und die Verzweiflung treibt ihn endlich zu neuen Verbrechen.

Wenn man die meisten unserer Verbrecher fragt, warum sie sich denn nicht bessern; wenn man ihnen alle die Vortheile eines guten Lebenswandels, so wie die traurigen und unvermeidlichen Forgen eines gesetzlosen auseinandersetzt, so ist die Antwort dieser Leute in der Regel die, daß es ihnen unmöglich gemacht werde, die einmal betretene Bahn zu verlassen und fast alle klagen die polizeiliche Aufsicht und die Form, wie sie geführt wird, als die Ursache dazu an.

Sobald ein Mensch peinlich bestraft worden ist, wird er unter polizeiliche Aufsicht gestellt; die Behörde beobachtet seine ferneren Schritte und sucht auf diese Weise das Publikum gegen die Ränke und die Schlauheit des Verdächtigen zu schützen, denn jeder einmal Bestrafte ist verdächtig. Dieser Zweck ist gewiß ein lobenswerther und ohne Frage von vielem Nutzen; aber die Mittel der Ausführung sind leider von der Art, daß sie dem Fortkommen des unter polizeiliche Aufsicht Gestellten oft höchst nachtheilig werden. Sehr bald erfährt dadurch der Brodherr des Bestraften, daß sein Arbeiter früher ein Dieb oder Betrüger gewesen ist, und, wie vorerwähnt, ist die Entlassung des Letztern dann die fast unausbleibliche Folge. Er hat überdies keine Zeugnisse früheren Wohlverhaltens von seinen Brodherren aufzuweisen, indem diese Zeugnisse ihm abgenommen wurden, als er zur Untersuchung gezogen wurde. Man weiß von ihm nichts als daß er ein bestrafter Verbrecher ist. Dies ist aber eine schlechte,

Empfehlung und die ehrlichen vorsichtigen Leute hüten sich, einen solchen Menschen in ihr Haus aufzunehmen.

Inzwischen verlangt die Polizei, daß der Bestrafte in kurzer Zeit einen ordentlichen Broderwerb nachweise. Er bemüht sich aber vergeblich, in seinem erlernten Handwerk Beschäftigung zu finden, und entschließt sich endlich mit schwerem Herzen, als Arbeitsmann seinen Unterhalt zu suchen. Allein seine bloße Erklärung, daß er dies will, genügt in der Regel nicht; man bringt ihn zur Haft und überweiset ihn, als einen Arbeitsscheuen, dem Arbeitshause. Wird er aus diesem entlassen, so ist seine Lage um nichts gebessert. Nach wie vor kann er nirgends Arbeit auf sein Metier erhalten, nach wie vor verlangt man, daß er solche nachweise. Er möchte gern einen Paß haben, um in anderen Orten, wo sein früheres Leben unbekannt ist, Beschäftigung zu suchen; man giebt jedoch solchen Subjekten keinen Paß, da es für zu gefährlich gehalten wird, ihnen diese Freiheit zu gestatten, sie müßten denn zuvor überzeugend nachweisen, daß sie an einem bestimmten Orte wirklich Arbeit finden. Verläßt nun der arme Schlucker, von Noth gedrängt, ohne Erlaubniß die Stadt, so währt es in der Regel nicht lange, und er wird als Landstreicher angehalten und in eine Correktionsanstalt gebracht.

Das Schicksal dieser unglücklichen Menschen ist wirklich beklagenswerth. Denn so gerecht es ist, das Vergehen zu bestrafen, so erscheint es doch als höchst grausam und unchristlich, die Strafe eines Vergehens vielleicht auf ein ganzes Menschenleben auszudehnen. Ja, wir wiederholen es, es ist die menschliche Gesellschaft selbst, welche immer neue Verbrechen dadurch hervorruft, daß sie den Verbrecher zwingt, ein solcher zu bleiben. Er ist und bleibt ausgestoßen; er muß, weil ihm Niemand die rettende Hand bietet, seinen früheren schlechten Gefährten wieder anheimfallen — muß fortsündigen.

Wie schon gesagt, existirt in dem großen Berlin zur Bestrafung der Verbrecher, Correktion der Vagabonden, arbeitsscheuen Bettler und liederlichen Dirnen, so wie zur Aufnahme der Armen nur eine Anstalt: das Arbeitshaus. Hier soll der Dieb bestraft, der Liederliche und Lasterhafte gebessert werden; der unglückliche Arme befindet sich in der Gemeinschaft der Verbrecher und Taugenichtse. Vielleicht in keiner großen Stadt ist ein so augenscheinlicher Mangel an zweckmäßigen Straf- und Armenanstalten, als in Berlin. Hier, wo die Bildung und Intelligenz in jeder andern Hinsicht so große Fortschritte macht, ist so wenig gethan für einen Zweig der öffentlichen Verwaltung, welcher seit längerer Zeit das Interesse jedes denkenden Menschen erregt. In Wien sind drei oder vier verschiedene Anstalten für diejenigen Personen, für welche in Berlin nur das Arbeitshaus besteht; man detinirt dort die verschiedenen Gattungen der verurtheilten Gesetzesübertreter auch in verschiedenen Anstalten und sorgt auf diese Art wenigstens dafür, daß sie während ihrer Gefangenschaft nicht durch den täglichen Umgang mit Schlechteren noch schlechter werden, als vorher. In Berlin ist jedoch die gewöhnliche Redensart der Arrestaten: „was wir nicht schon konnten, das lernen wir im Arbeitshause.“ Und in der That verläßt dort jeder einmal Detinirte diese Anstalt schlechter, als er sie betreten. Die Gemeinschaft mit völlig verderbten Personen thut in dieser Hinsicht Wunder; der Neuling erlernt dort in sechs Wochen mehr Böses, als im Zustande der Freiheit in eben so viel Jahren. Es ist die Schule der Laster und Verbrechen, und dem erst einmal dort Gewesenen ist der Stempel der vollendeten Entwürdigung aufgedrückt. Voller Scham und Reue betritt der Anfänger in der Sünde das Arbeitshaus, aber scham- und reuelos verläßt er die Anstalt nach kurzer Zeit. Möchten wir doch deshalb bald neue und zweckmäßige Anstalten errichtet sehen, wo der

Dieb nicht mit dem Vagabonden, der Vagabonde nicht mit dem Bettler, der Bettler nicht mit dem Armen auf eine Stufe gestellt wird! Würde namentlich denjenigen, welche ihren ersten Fehltritt büßen sollen, eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, würde der junge Mann, welcher aus Leichtsinn und Vergnügungssucht die Kasse seines Herrn bestahl, nicht mit dem schon zwanzigmal peinlich bestraften, unverbesserlichen Verbrecher zusammengebracht, — gewiß würden wir dann Manchen gebessert die Anstalt verlassen sehen.

Die Hauptsache aber würde immer die Sorge für das Fortkommen der Entlassenen sein. Hier müßte es nicht einzelnen, übrigens sehr hochachtbaren, Privatvereinen überlassen bleiben, wenigen dieser Unglücklichen die Hand zu bieten, — nein, jeder rechtliche Bürger müßte bereit sein, dem Bestraften Arbeit und Obdach zu gewähren, jeder müßte eine Ehre darin suchen, den Gefallenen aufzurichten, einen verlorenen Menschen zu retten. Eine solche allgemeine Menschenliebe jedoch wirklich zu erwarten, wäre eine Illusion. Es wird auf eine allgemeine Theilnahme für die Gefallenen schwerlich jemals zu rechnen sein; so lange aber diese nicht stattfindet, müßte es Sache der öffentlichen Verwaltung sein, diejenigen bestraften Individuen mit ausreichender Beschäftigung zu versehen, welche ohne ihr Verschulden sich eine solche nicht selbst verschaffen können. Arbeitshäuser sind hiermit jedoch nicht gemeint. Diese sind und bleiben stets ein Uebel für die menschliche Gesellschaft. Wohl aber könnte die Behörde dafür Sorge tragen, daß Fabrikbesitzer, Handwerker u. s. w. stets vorhanden wären, welche zur Aufnahme von bestraften Personen bereit sind.

Jedoch es geschieht nichts zur Aufhilfe dieser unglücklichen Gefallenen, vielmehr vereinigt sich Alles, um ihnen jede Umkehr auf der einmal betretenen Bahn zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Dennoch beklagt man sich über die immer mehr zunehmenden Verbrechen

und schiebt alle Schuld auf die tiefe Gesunkenheit dieser Uebelthäter, versucht jedoch nicht, einen einzigen derselben empor zu ziehen. Man hält dies für verlorene Mühe und glaubt am besten zu thun, wenn man sich so sorgfältig als möglich hütet, mit ihnen in Berührung zu kommen; man schließt sie aus von der Gemeinschaft der Redlichen und überläßt es ihnen, sich ihren Unterhalt durch Verbrechen zu schaffen.

Wir erwähnten bereits, daß es in der Regel durch Polizeibeamte geschieht, daß den Brodherren der entlassenen Züchtlinge über die früheren Vergehungen derselben Mittheilungen gemacht werden, welche in der Regel die Verabschiedung der Letzteren zur Folge haben, wodurch dann deren Brodlosigkeit und die Ursache neuer Verbrechen hervorgerufen wird. Diesen Unglücklichen ist es unmöglich, sich der Wachsamkeit der Polizei zu entziehen; eine fortwährende Controle verfolgt sie, und wenn sie keine bestimmte Arbeit nachweisen können, werden sie mit dem Arbeitshause bedroht. Geschieht ein irgend bedeutender Diebstahl, so sind es nun diese Verdächtigen zuerst auf welche die Polizei ihr Auge wirft, um unter ihnen oder durch sie die Thäter zu entdecken. Der Mangel eines Broderwerbes giebt in der Regel den nächsten Grund ihrer Haftnahme, und wenn man von ihnen in Bezug auf das verübte Verbrechen nichts erfahren kann, so überweiset man sie wegen Mangels eines rechtlichen Broderwerbs dem Arbeitshause. Vorher versucht man jedoch alles Mögliche, um von ihnen irgend eine Auskunft über das geschehene Verbrechen zu erhalten, indem man, und nicht mit Unrecht, schließt, daß wenn sie auch selbst nicht die Thäter sind, sie doch vielleicht durch ihre Angaben zu deren Ermittelung beitragen können. Und wirklich sind diese Leute, welche sich ihrem Inquirenten gegenüber oft so bewunderungswürdig schlau und versteckt zeigen, unter sich weit weniger vorsichtig, denn es

ist eine bewährte Thatsache, daß fast um jede verübte Spitzbüberei mehr Personen wissen, als bei deren Ausführung betheiligt waren. Diese Leute verrathen sich jedoch selten untereinander, da sie wissen, daß, wer als Angeber bekannt wird, alles Vertrauen bei seiner Klasse verloren hat. Ein Angeber gilt ihnen als das verächtlichste Subject; vereinter Haß und Verfolgung aller Art erwarten ihn gewiß und das verlorene Vertrauen wird er nie wieder erhalten.

Dennoch giebt es Angeber unter ihnen, ja sogar Angeber von Profession und Letztere sind die sogenannten Vigilanten. Diese Vigilanten sind fast ohne Ausnahme früher bestrafte Verbrecher, welche gewöhnlich gar keine oder nur eine scheinbare Beschäftigung haben und als Spione im Dienste der Polizei stehen. Diese Leute sind der Behörde vom größten Nutzen, ja sie sind es fast allein, wodurch es derselben möglich gemacht wird, die Schritte und Wege der Verdächtigen zu controliren, Diebstähle zu vereiteln und zu entdecken und das gestohlene Gut wieder herbei zu schaffen. Diese Vigilanten, welche, wie gesagt, selten einen andern rechtlichen Erwerbszweig haben, befinden sich gänzlich in den Händen der Polizei, die ihnen nur so lange die Freiheit läßt, als sie sich thätig und brauchbar zeigen. Würde ein Vigilant in seinem Eifer nachlassen, so würde er der Polizei selbst als Verdächtiger erscheinen und sich bald im Arbeitshause befinden. Dies geschieht jedoch selten, da diese Leute stets den regsten Eifer zeigen, den Anforderungen der Polizei zu genügen.

Es ist fast unglaublich, wie unternehmend, vorsichtig, schlau und kühn diese Personen sind, welche sich oft der augenscheinlichen Lebensgefahr aussetzen, um der Behörde zu dienen. Ihre Beschäftigung erfordert, daß sie die nähere Bekanntschaft der Verdächtigen suchen. Sie müssen deshalb in elenden Kneipen und Nachtherbergen sich umhertreiben, um an diesen Orten ihre Zwecke zu verfolgen; sie dürfen

diejenigen, auf welche ihr Spähen gerichtet ist, nicht aus den Augen lassen, müssen jedes Wort von ihnen belauschen und im Gedächtnisse bewahren und müssen im Stande sein, die Verhaftung der betreffenden Personen herbeizuführen, in dem Augenblicke, wo es die Polizei befiehlt. Daß dies nicht immer ohne Gefahr für die Vigilanten geschieht, ist natürlich; sie werden oft jämmerlich zerschlagen und nicht selten tödtlich verwundet. Diese mit ihrem Amte verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren schrecken sie jedoch nicht ab, ihrem elenden Berufe ferner nachzugehen. Die Polizei kann ohne Vigilanten nicht bestehen, und so sehr sie diese Leute auch selbst verachten mag, so ist sie doch genöthigt, an ihnen Interesse zu nehmen. Indem man den erwerbslosen entlassenen Sträfling mit dem Arbeitshause bedroht und ihn entläßt, wenn er im Stande ist, erfolgreiche Angaben zu machen, zeigt man ihm so ein Mittel, sich gegen künftige Verhaftungen zu schützen; er kann sich rechtlich nicht mehr ernähren; er fürchtet das Arbeitshaus, er fürchtet noch mehr das Zuchthaus und ist ehrlos genug, indem er nicht den Muth hat ein Verbrecher zu bleiben, Vigilant zu werden. Es ist also nicht Abscheu vor dem Verbrechen, welches den Vigilanten abhält, dasselbe ferner zu üben, sondern nur Furcht vor Strafe, welche ihn davon zurückschreckt; er ist um nichts besser, als der rückfällige Verbrecher, aber er besitzt nicht dessen Kühnheit und deshalb wird er von dem Letztern so tief verachtet und gehaßt. — Wirklich erscheinen auch einem Jeden diese Leute als höchst verächtlich und niedrig und der Gedanke ist nicht angenehm, daß eine achtungswerthe Behörde zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, um gute Zwecke zu erreichen. Aber wenn man noch so viel rechtliche Leute anstellen würde, um die Klasse der Verdächtigen zu controliren, so wäre es doch unmöglich, solche Resultate zu erzielen,

als durch die Vigilanz. Man muß selbst ein Spitzbubengenie haben, um ein guter Spitzbubenfänger zu sein.

So wie es jetzt nun einmal ist, wäre also die Vigilanz wohl als ein nothwendiges Uebel zu betrachten; man sieht wohl ein, daß deren Gebrauch von der öffentlichen Meinung nicht gebilligt wird, aber man fürchtet doch die Folgen, wenn man der Vigilanten entbehren sollte. Gewiß wird auch einst die Vigilanz aufhören, denn der Zweck kann niemals das Mittel heiligen, und ein guter Zweck darf sich nur guter Mittel bedienen. Die Angeberei jedoch ist und bleibt etwas Abscheuliches und so natürlich es ist, von Jedermann zu erwarten, daß er bereit sei, der Behörde und dem Publikum durch Anzeigen verbotener Dinge, welche zu seiner Kenntniß gekommen sind, zu nützen, so widerlich ist der Gedanke, daß die Angeberei ein Art Erwerbszweig ist, zu welcher immer neue Rekruten herangezogen werden aus der Mitte jener Unglücklichen, welche nach dem ersten Fehltritte ihre rechtliche Stellung in der Welt für immer verloren haben.

Aus dem Obengesagten wird man ungefähr die schreckliche Lage der entlassenen Züchtlinge beurtheilen können, so wie die große Schwierigkeit für dieselben, auf den Pfad eines besseren Lebens zurückzukehren. Nur deshalb geschieht es, daß so selten ein entlassener Sträfling sich wirklich bessert; nur deshalb bleibt er auf der einmal betretenen Bahn. Wie der gute Mensch zum Bösen verlockt werden kann, ebenso kann auch der Böse zum Guten zurückgeführt werden, denn gewiß ist die Tugend eben so mächtig, als das Laster. Höchst selten sind unverbesserliche Bösewichte; Leichtsinn ist der Grundzug unserer meisten Uebelthäter; aus wirklichem Hang zum Bösen sündigen die wenigsten. Aber wenn die Schuld der ersten Fehltritte gewöhnlich schlechte Erziehung und böses Beispiel tragen, so werden die späteren Verbrechen doch in der Regel durch eine schreckliche Nothwendigkeit

geboten. Die Hindernisse, welche sich der Besserung der entlassenen Sträflinge entgegenstellen, sind so groß, daß schon eine seltene Charakterstärke dazu gehört, um sie zu überwinden und den guten Vorsatz der Besserung auszuführen. Da aber, wie gesagt, Leichtsinn der Grundzug bei den meisten Verbrechern ist, so besitzt auch selten einer unter ihnen die Willensstärke, um mit so ungünstigen Verhältnissen einen erfolgreichen Kampf zu bestehen; es versucht wohl mancher, ordentlich und rechtschaffen zu werden, aber bald scheitert sein guter Wille an den tausend Schwierigkeiten, welche sich seinem Streben entgegenstellen.

Der Stifter unserer Religion, dessen herrliche Lehren, wenn wir sie befolgten, uns allein glücklich machen würden, sagte: „liebet euch untereinander!" und gewiß ist in diesen wenigen Worten Alles ententhalten, was die Menschheit zu beglücken vermag. Leider folgen wir diesen göttlichen Worten nicht; wir lieben uns nicht unter einander, sondern wir verfolgen, hassen und beneiden uns, lieben uns nur selbst. Wir denken nur an unsere Wohlfahrt, und thun doch nichts, um uns dieselbe wahrhaft zu sichern.

So wenden wir uns kalt und mitleidslos von den unglücklichen gefallenen Mitbrüdern, welche doch vor allen andern unserer Theilnahme bedürfen. Das sollten wir aber nicht thun; wir sollten sie nicht verdammen, diese Gefallenen, tief Gesunkenen; sondern vielmehr die Ueberzeugung gewinnen, daß die üblen Neigungen, Laster und Verbrechen der niedern Klasse nur ein Spiegel der höheren Gesellschaft sind.

In dem Vorstehenden haben wir uns bemüht, den Zustand der Bewohner des Arbeitshauses im Allgemeinen zu schildern. Wir haben versucht, die traurige Lage dieser Unglücklichen möglichst treu dar-

zustellen, müssen jedoch bekennen, daß wir weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind.

Wir haben nur ein schwaches Bild des Elends entworfen, zu welchem tausend Unglückliche durch Armuth, Leichtsinn und schlechte Erziehung verdammt sind. Wen es gelüstet, die verschiedenen Bewohner dieser Anstalt noch näher kennen zu lernen, der möge uns jetzt dahin selbst folgen. Wir wollen versuchen, dem Leser ein möglichst wahres Bild von dem zu entwerfen, was hinter diesen finstern Mauern Interessantes und Uninteressantes geschieht. Wer also Lust dazu hat, mag uns begleiten und einmal 24 Stunden im Arbeitshause verweilen; vielleicht finden wir in dieser kurzen Zeit hier mehr Unterhaltung und lernen mehr Neues und Nützliches, als in einem Jahre an all' den schönen Orten, welche wir sonst so eifrig besuchen.

Ein Tag und eine Nacht im Arbeitshause.

1.

Die Flucht.

Es ist Mitternacht. Die großen Höfe des Arbeitshauses liegen in tiefen Schatten gehüllt, nur stellenweis durch das trübe Licht einiger Laternen unterbrochen. Der schleppende Schritt der Schildwachen und des Nachtaufsehers unterbricht von Zeit zu Zeit die tiefe Stille dieser dunklen Höfe, und auch diese Schritte verhallen endlich.

Ein feiner aber dichter Regen fällt hernieder; dicke Wolken verbergen den Mond; ein eisiger Wind scheucht die Schildwachen in ihre Häuser. Fluchend hüllen sie sich fester in ihre grauen Mäntel, drükken den Tzako tief ins Gesicht und schließen die Augen, um an etwas Besseres zu denken, als an ihren schlechten Posten.

Die Anstalts-Uhr schlägt halb Eins, als ein Fenster im dritten Stocke leise geöffnet wird. Bald erscheint in demselben der Kopf eines Menschen, welcher sich schnell aber scharf nach allen Seiten umblickt und dann wieder verschwindet. Das Fenster bleibt offen. Es vergehen einige Minuten und ein Seil wird langsam herabgelassen, welches den Boden erreicht. Wieder erscheint ein menschliches Gesicht; der Blick forscht in die dunkle Tiefe und wendet sich zufrieden zurück, denn das Seil hat die gehörige Länge. Bald zeigt sich im Fenster die Gestalt eines Mannes, in brauner Jacke, welcher schnell das Seil erfaßt und daran herabgleitet. Die Füße dieses Mannes sind durch eine kurze Kette verbunden und diese verräth den bereits früher entsprungenen Verbrecher.

Jetzt hat der Mann über die Hälfte seines gefahrvollen Weges zurückgelegt und dicht über seinen Händen reißt das Seil. — Kein Schrei, kein Laut, nur ein dumpfer Fall und ein leises Kettengeklirr unterbricht das Schweigen der Nacht; dann ist alles still. — Ein dunkler Körper liegt bewegungslos an der Erde; einige Augenblicke und er richtet sich schnell auf; der Verbrecher ist unverletzt. Rasch tritt er in den Schatten der Mauer und bleibt hier regungslos stehen, indem er das Auge auf das Fenster richtet, aus welchem er seine Flucht bewerkstelligt hat. Nicht lange, so erscheint in demselben ein zweiter Mann, welcher, wie sein Vorgänger, das Seil erfaßt und kühn den gefahrvollen Weg beginnt. Er hat den Unfall seines Gefährten nicht bemerkt und weiß nicht, daß das Seil nicht mehr den Boden erreicht. Starr richtet der unten Stehende seine Blicke auf den herabschwebenden Körper seines Kumpans. Jetzt hält derselbe inne, denn seine Füße fühlen das Ende des Seils, aber nicht den Boden; einige schreckliche Augenblicke vergehen, doch ein Blick in die

dunkle Tiefe und der Entschluß ist gefaßt. Die Hände lassen das Seil fahren; ein zweiter dumpfer Fall unterbricht die Sille.

Der Mann an der Mauer tritt zu seinem Gefährten; denn ehe er flieht, will er sehen, in welchem Zustande derselbe sich befindet. Er berührt deshalb mit dem Fuße den vor ihm liegenden Körper und der Mann erhebt sich eben so unbeschädigt wie der erste. Ohne ein Wort zu reden, sehen sich Beide an und werfen dann ihre Blicke rings nach allen Seiten. Doch Alles ist still; der Regen fällt klatschend hernieder, der Wind heult im dunklen Hofe; Niemand zeigt sich; das Geräusch ihres Sturzes ist nicht gehört worden.

Die Männer, welche so glücklich als verwegen ihre Flucht begonnen haben, sind jung. Beide haben das 26ste Jahr noch nicht überschritten. Der mit den Fußschellen ist schlank, blond und besitzt sanfte Züge; er ist aus guter Familie und ein ehemaliger Kellner. Wegen wiederholten Diebstahls ist er zu zwölfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, welcher Gedanke ihm fürchterlich ist, denn er ist lebenslustig, gewandt und den Mädchen ergeben.

Sein Gefährte ist kleiner und untersetzt, von breiter Brust und kurzem Hals. Sein Gesicht ist gewöhnlich, die Stirn niedrig und von struppigen Haaren fast ganz bedeckt. Die kleinen Augen dieses Mannes liegen tief in den Höhlen und haften nie lange auf einem Gegenstande. Der große Mund ist von einem fast beständigen Grinsen verzogen und zeigt zwei Reihen trefflicher Zähne. Dieser Entsprungene ist gleichfalls ein mehrmals bestrafter Dieb, seine jetzige Strafzeit war jedoch weit geringer als die seines Gefährten.

Nachdem die beiden Männer sich vorsichtig auf dem Hofe umgesehen und nichts Verdächtiges bemerkt haben, schleichen sie dicht an die Wände gedrückt den Hof entlang. Wo eine Laterne kommt, umgehen sie dieselbe vorsichtig, indem sie sich so viel als möglich im Schat-

ten der Gebäude zu verbergen suchen. Oft müssen sie ihre Wanderung kriechend fortsetzen und vorsichtig vermeiden sie jedes Geräusch.

Plötzlich bleiben sie fest stehen; sie sind in der Nähe des Wachtpostens. Man wechselt nur einen Blick, aber er genügt, um sich zu verständigen. Die Hand des kleineren Mannes wühlt in der Tasche; er sucht ein Messer. Beide Flüchtlinge werfen sich jetzt abermals an die Erde; da sie an dem Posten vorbei müssen, so sind sie jetzt an der gefährlichsten Stelle, jedoch sie sind auf Alles gefaßt.

Doch der Soldat träumt von seinem Mädchen; er hat das Gesicht in seinen Mantel vergraben und die Augen geschlossen, vielleicht zu seinem Glücke sieht und hört er nichts. Ueberdies strömt der Regen jetzt mit größerer Heftigkeit; der Wind heult stärker und droht das flackernde Licht der Laternen zu verlöschen .... die Sträflinge konnten keine bessere Nacht wählen. Sie haben jetzt den gefährlichen Posten glücklich passirt, können sich nun wieder aufrichten und setzen schneller ihre Flucht fort. Immer an den Wänden entlang schleichend erreichen sie jetzt das Ende des Hofes, wo ein hoher Bretterzaun sie aufhält, welcher die Anstalt von einem benachbarten Holzplatze trennt. Der kleinere der beiden Männer erklettert zuerst mit großer Leichtigkeit den Zaun und oben angelangt, reicht er seinem ihm folgenden Gefährten die Hand, um diesem zu helfen. Letzterer ersteigt nur mit großer Mühe die Bretterwand; nicht, daß es ihm an Gewandtheit fehlte, aber die Fußschellen sind ihm hinderlich.

Glücklich ist der Zaun überstiegen und die entsprungenen Verbrecher befinden sich auf einem großen Holzplatze, welcher an die Straße grenzt.

Auch hier ist noch ein Thorweg zu übersteigen, doch es ist das letzte Hinderniß und bald befinden sich beide Männer auf der Straße, und verschwinden in eine dunkle Nebengasse. — Es schlägt 1 Uhr.

Verlassen wir die Flüchtlinge und will Jemand ihre ferneren Schicksale wissen, so diene ihm zur Nachricht, daß der kleine Mann mit den struppigen Haaren, welcher sich so gewandt als kühn zeigte, bereits nach einigen Tagen wieder gefangen saß. Sein blonder Gefährte dagegen entkam und alle Versuche, seiner wieder habhaft zu werden, mißlangen.

Kehren wir in das Arbeitshaus zurück, bleiben jedoch nicht auf den dunklen Höfen, sondern betreten nunmehr die inneren Räume des Hauses, um dort neue Bilder zu suchen.

2.

Zwei Sterbende.

In einem mäßig großen aber hohen Saale, in welchem das trübe Licht einiger Wandlampen mit dem dunklen Schatten der Nacht einen wenig erfolgreichen Kampf besteht, sehen wir längs den Wänden Reihen von Betten stehen, und zwar eins so nahe an das andere, daß in dem Raume zwischen zwei Betten gerade ein Mensch sich zur Noth hindurch zwängen kann. Es ist dies das Männer-Lazareth der Anstalt. Alle Betten sind besetzt; eine dumpfe, die Brust beängstigende Luft erfüllt den Saal; die Kranken scheinen größtentheils zu schlafen, aber der Schlaf der meisten ist schwer und unerquicklich, denn fast überall hört man ein dumpfes Röcheln und leises, aber höchst schmerzhaftes Seufzen. An einigen Lagern begegnet man auch den großen glänzenden Augen eines schlaflosen Kranken, welcher die Glockenschläge der Uhr zählt und seine glücklicheren neben ihm schlummernden Gefährten beneidet. In der Nähe des großen Ofens, in welchem ein kleines Feuer flackert, sitzt die zusammengekauerte Gestalt

eines Mannes, dessen schwankende Körperbewegungen verrathen, daß er in jenem Zustande zwischen Schlafen und Wachen sich befindet, welchem sich diejenigen so gern überlassen, die zu Nachtwachen bestimmt sind. Dieser Mann ist der Lazarethwärter. In einiger Entfernung von demselben, vor einem kleinen Tische, auf welchem einige Flaschen sich befinden, steht ein Mann, der sich mit der Zubereitung einer Medizin beschäftigt: es ist der Anstalts-Arzt, welcher diese Nacht hiergeblieben ist, weil auf dem Saale sich zwei Kranke befinden, die nicht den Tag erleben werden.

„Gieb mir den Thee, und schlafe nicht immer, fauler Kerl! rasch, schnell hierher!“

Diese Worte des Arztes erwecken den schläfrigen Wärter, welcher, aus seiner Betäubung sich aufraffend, so hurtig als möglich den gekochten Thee vom Feuer hebt und auf den Tisch des Arztes stellt. Dieser nimmt davon eine Schale und begiebt sich damit an das andere Ende des Saales, wohin ihm der Wärter, eine Lampe tragend, folgt.

Beide stehen hier vor einem Bette, in welchem man die abgezehrte Gestalt eines Mannes von etwa 50 Jahren erblickt. Die Augen des Kranken sind geschlossen und tief eingesunken; Kinn und Nase treten spitz hervor: ein pfeifendes Röcheln dringt aus der unruhig sich hebenden Brust. Von Zeit zu Zeit öffnet der Kranke den Mund und über die schmalen blauen Lippen fließt ein dünner blutiger Schaum. Die fleischlosen Hände liegen ausgestreckt auf der weißen wollenen Decke und an diesen Händen tritt jedes Gelenk, jede Faser durch die dünne, gelbe Haut; die Nägel sind lang und blau. Das Gesicht des Kranken ist das eines Sterbenden; die Züge sind tief gefurcht und vom Todeskampfe verzerrt, aber diese Züge sind fein

und die Stirn hoch und edel. . . . Die Wiege dieses Mannes glich nicht seinem Sterbebette. —

In diesem Augenblicke öffnet der Kranke die Augen; worauf der Arzt sich zu ihm niederbeugt, den Puls befühlt und nach seinem Befinden fragt. Der Kranke wirft einen Blick auf den Fragenden, antwortet jedoch nicht, und als man ihm einen Trunk anbietet, schüttelt er schwach mit dem Kopfe. Nach einigen Augenblicken scheint er jedoch sich an etwas zu erinnern; er wendet den Kopf nach seiner Umgebung und scheint etwas sagen zu wollen. Doch sein Versuch zu sprechen ist mehrmals vergeblich; er sinkt matt zurück. Auf einen Wink des Arztes rückt der Wärter das Kissen höher und der Sterbende scheint dadurch etwas Kraft zu gewinnen, denn er versucht von Neuem zu reden, worauf der Arzt sich wieder niederbeugt, um die schwachen Laute zu verstehen. Leise und oft unterbrochen spricht der Kranke jetzt folgende Worte: „Mein Bruder — ist mein — Bruder gekommen? — ich hätte — ihn — vor meinem — Tode — gern noch — einmal — — gesehen.“ Der Arzt wendet sich mit einem zweifelhaften Blicke zu dem Wärter und richtet an diesen die Frage, ob ein Bruder des Kranken nach diesem sich früher erkundigt habe.

„Es ist Niemand hier gewesen;“ erwidert der Wärter in gleichgültigem Tone; „nach dem hat Keiner gefragt. Er meint vielleicht seinen Bruder, den Rittmeister; na, der wird auch her kommen, da kann der Alte lange warten.“

Der Kranke scheint die Worte des Mannes verstanden zu haben; sein Gesicht zuckt schmerzhaft und matt sinkt das Haupt zurück. Das Röcheln wird jetzt schwächer, die Hände zucken von Zeit zu Zeit; der letzte Augenblick des Mannes, welcher seinen Bruder gern noch einmal gesehen hätte, rückt heran. Der Arzt verläßt sein Bett, denn er hat sich überzeugt, daß Hilfe hier nicht mehr möglich ist. —

„Was macht denn der Z.?“ fragt er den Wärter. „Hat der heute wieder nichts einnehmen wollen?“

„Er macht es nicht anders,“ antwortet der Wärter; ich habe ihm genug zugeredet, die schöne Medizin einzunehmen, aber er antwortet nicht und hat seit drei Tagen kein Wort mehr gesprochen; diese Menschenraçe scheint verstockt zu sein, wie der Teufel. . . . Ach ja, Herr Doktor, gestern Morgen war auch ein Herr hier, welcher den Z. besuchen wollte. Ich glaube, es war ein Commis von dem Herrn, wo er früher als Bedienter war. Der Mann schien den armen Kerl recht zu bedauern, weil er so jung sterben solle; er sagte dabei, der Junge hätte es bei seinem Herrn schlecht genug gehabt, er hätte täglich viel Prügel und wenig zu Essen bekommen und gewiß hätte er seinen Herrn nur aus Hunger bestohlen, denn früher wäre es ein treues Gemüth gewesen und er habe besonders die Kinder seiner Herrschaft ganz närrisch lieb gehabt. Aber, wie gesagt, Prügel und Hunger! . . . Und doch soll der Herr so reich und seine Frau eine so feine Dame sein! Ja, ja, der Mann, welcher mir dies erzählte, schien den armen Teufel recht zu bedauern. . . . Sie wissen wohl nicht, Herr Doctor, ob es wahr ist, daß der Z., welcher doch ein Mohr ist, ein wirklicher Sclave war? Der Herr M. soll ihn ja ordentlich gekauft haben?“

— Still, still!

Mit diesen Worten schloß der Arzt den Mund des Schwätzers und trat an das Bett des Kranken.

Die Geschichte dieses Unglücklichen läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Der reiche Herr M. machte vor etwa 17 Jahren eine Reise nach Egypten und kaufte dort auf einem Sclavenmarkte einen kleinen hübschen Negerknaben. Den kleinen Mohren brachte er mit nach Ber-

lin, ließ ihn hier taufen und in einer Anstalt erziehen, welche zwar eigentlich nur für verwahrlosete Kinder bestimmt ist. Der Knabe wurde dort eingesegnet: Herr M. ließ ihn dann eine prachtvolle Livree anziehen und nahm ihn in seinen Dienst. Das war nun ein ganz feiner Lakai, welcher Staat machte und nicht viel kostete, denn er erhielt keinen Lohn und wenig zu essen. Deßhalb blieb er denn auch immer so hübsch schlank, daß sich alle Freunde des Herrn M. darüber wunderten, der sie dann aber stets belehrte, daß dies in der afrikanischen Raçe läge; diese Menschen könnten ungeheuer essen und würden doch nicht fett. Uebrigens hat Herr M. an dem armen Burschen sich den Himmel verdient. Denn welches Glück war es für den Jungen, daß er schon in zarter Jugend der schrecklichen türkischen Sclaverei entrissen wurde und in milde Christenhände fiel! Welch' Verdienst für Herrn M. und welcher Segen für den armen Mohren, daß derselbe in einem freien christlichen Lande ein freier Mensch und Christ wurde! O, Herr M. soll sehr gut an dem kleinen armen Neger gehandelt haben; leider scheint diese Menschenraçe jedoch höchst undankbar und diebisch zu sein; denn auch dieser so gut bedachte Bursche belohnte seinen würdigen Herrn schlecht; aller Schläge ungeachtet bestahl er ihn mehrmals und kaufte sich, wie man sagt, für das entwendete Geld Fleisch und Brod; alle Prügel und Hungerstrafen konnten ihn nicht von seiner Bosheit heilen, und sein menschenfreundlicher Herr sah sich am Ende genöthigt, den durch und durch verderbten Burschen dem Gerichte zur Bestrafung zu übergeben. Nun, er wird seine Strafzeit nicht überleben, denn seine afrikanische Natur scheint das Leben hinter düstern Mauern nicht ertragen zu können. Auch war der Bursche, als er in die Anstalt kam, so abgezehrt und hinfällig, daß es ganz anderer Pflege bedurft hätte, um ihn wieder auf die Beine zu bringen.

Der Mohr lag mit offenem stieren Auge auf seinem Lager; die dicken Lippen waren weit geöffnet, und durch die Kohlenfarbe seines hübsch zu nennenden Gesichts schimmerte ein bleicher Schein. Die Gestalt des etwa neunzehnjährigen jungen Negers ist lang und entsetzlich mager; die Arme zeigen sich fast ganz fleischlos und die Bakkenknochen treten stark hervor. Seit mehreren Tagen hat der Kranke kein Wort gesprochen und nur mit Gewalt vermochte man ihm die Arzenei einzuflößen. Dabei hat er den eigenthümlichen Eigensinn, seinen Speichel-Auswurf stets wieder nieder zu schlucken. Sein Wärter glaubt, er thue dies in der Meinung, sich dadurch zu helfen . . vielleicht will der Mohr aber sterben. In der Sclaverei pflegen sich diese unglücklichen Geschöpfe öfters aus Verzweiflung das Leben zu nehmen. — Doch er befindet sich ja nicht in der Sclaverei!

Als der Arzt und der Wärter an das Bett des Kranken traten, lag derselbe, wie gesagt, mit offenem stieren Blick auf seinem Lager. Sein glanzloses Auge haftete unbeweglich auf einer Stelle an der gegenüberliegenden dunklen Wand. Das Herantreten zweier Personen schien er nicht zu bemerken; sein abgezehrter Körper lag lang ausgestreckt. — Der Arzt berührte leise die Schulter des Kranken, um ihn aus seiner Fühllosigkeit zu wecken. —

— Lieber Freund, wollt Ihr nicht etwas Arznei nehmen? Sie wird Euch gut thun. Kommt, seid nicht halsstarrig. . . Wenn Ihr durchaus nicht einnehmen wollt, so müßt Ihr sterben, mein Freund. Ihr dürft nicht Euer Leben selbst abkürzen; dies ist nicht recht. Da, nehmt diesen Löffel Arzenei, es wird Euch darnach besser werden.

Diese Worte des Arztes schien der Kranke jedoch entweder gar nicht zu hören, oder er wollte sie nicht hören. Er verblieb in seiner theilnahmlosen Lage und fuhr fort, die gegenüberliegende Wand anzustarren. Als der Arzt sieht, daß sein Zureden vergeblich ist, bückt

er sich über den Kranken und indem er mit der einen Hand die Lippen desselben auseinander schiebt, bemüht er sich, ihm die Arzenei einzuflößen. Doch dies gelingt nicht, da der Mohr die Zähne fest zusammen beißt. Achselzuckend ist der Arzt im Begriff, sich vom Bette zu entfernen, als eine zuckende Bewegung des Kranken ihn veranlaßt, noch einige Augenblicke zu verweilen. Ein leises Röcheln ließ sich vernehmen; der Mohr bewegte einigemal den Kopf und schien mit den Händen auf der Bettdecke etwas zu suchen. Plötzlich lag er still. Der Blick wurde starr und gläsern, die Glieder schienen sich zu dehnen und als der Arzt die Hand des Kranken ergreift, ist dieselbe schwer und steif. . . .

Der Mohr hat aufgehört zu leben.

„Er ist todt!“ spricht der Doctor, und indem er noch einen mitleidigen Blick auf die Leiche wirft, entfernt er sich von derselben.

Arzt und Wärter begeben sich jetzt zum Bette des andern Kranken zurück. Auch dieser hat aufgehört zu röcheln. Er liegt still und ruhig.

„Auch er ist todt! spricht der Arzt;“ er muß vor einigen Minuten gestorben sein. Ich bin hier nicht mehr nöthig, werde jedoch gleich die Anzeige schreiben.“

Dies sagend, begiebt sich der Arzt in ein Nebenzimmer, setzt sich an einen Tisch und schreibt zwei Zettel.

Der erste lautet:

„Auf dem Lazareth des Arbeitshauses starb heute Morgen „2½ Uhr an der Auszehrung der Arbeitshaus-Hospitalit Ba„ron C. H. v. S.“

Der andere Zettel lautet über den Mohren Z.

Nachdem der Arzt diese beiden Scheine ausgestellt hat, hüllt er sich in seinen Mantel, drückt den Hut in die Stirn und verläßt das

Lazareth. Seine Schritte verhallen in den langen Gängen der Anstalt. Als der Wärter sich allein sieht, nimmt er seinen Platz am Ofen wieder ein und bald verkündet sein lautes Schnarchen, daß er fest eingeschlafen ist.

3.

Der jugendliche Selbstmörder.

In dem nach dem Wasser belegenen Hintergebäude des Arbeitshauses befindet sich die Schule der Anstalt. Es werden hier die Kinder unterrichtet, welche entweder Waisen sind, oder solche Eltern haben, die für sie nicht sorgen können oder wollen. Diese Kinder sind fast sämmtlich durch das schlechte Beispiel in frühester Jugend völlig verderbt. Sie sind wegen Bettelns und Umhertreibens zur Haft gebracht; viele von ihnen sind jedoch bereits wegen Diebstahls bestraft worden. Auch befinden sich hier kleine Mädchen von 12 bis 14 Jahren, welche ihre Unschuld nicht mehr besitzen.

Diese Kinder bleiben in der Regel so lange in der Anstalt, bis ihre Einsegnung erfolgen kann, worauf die Knaben einem Meister, die Mädchen aber einer Dienstherrschaft übergeben werden, d. h. wenn sich Leute dazu finden, was leider nicht immer der Fall ist. Wir erwähnten jedoch bereits früher, daß höchst selten aus einem dieser Kinder ein guter Mensch wird; die Knaben werden in der Regel Diebe, die Mädchen aber liederliche Dirnen.

Treten wir jetzt in den Schlafsaal dieser Kinder und zwar in den der Knaben. Auch hier steht ein Bett dicht an dem andern und alle Betten sind besetzt; es sind etwa 30 Knaben, welche hier schlafen.

Aber ihre Nachtruhe ist sehr verschieden von der jener Unglücklichen, welche auf dem Lazarethe liegen. Ueberall hört man ruhige, sanfte Athemzüge; in keinem Bette begegnet man dem stieren Blicke

eines wachenden Kranken. Diese armen Wesen schlafen auf ihrem harten Lager so süß, wie ein junger Prinz in seinem seidenen Bette; ihre Träume sind eben so schön als die ihrer glücklicheren jungen Mitgeschöpfe; sie finden in ihnen all' das Glück und die Freuden, welche ihrer Jugend in der Wirklichkeit versagt sind. Sie hören die liebkosenden Worte freundlicher Menschen, man sieht sie mit milden Blicken an und lächelnde Gestalten führen sie in schöne Gärten, wo Blumen und Obst in Fülle sind. Sie sind frei, sie hungern, sie frieren nicht mehr, sie brauchen nicht mehr zu betteln und zu stehlen. Warum sollten sie es auch, da man ihnen das giebt, was ihre Jugend bedarf, da man sie milde und freundlich behandelt? Wie glücklich fühlen sie sich und wie dankbar ist ihr Herz; unwillkürlich richten sie ihre glänzenden Blicke zum Himmel und beten zu Gott, stammeln ihm Dank. . . .

Sie beten, beten im Traume! Warum thun sie es nicht auch wachend? — Ach! wachend sind sie Andere, denn die Welt, in der sie sich befinden, ist nicht die ihrer Träume. Hier blickt kein Auge milde und freundlich auf sie, keine Mutter drückt sie ans Herz, kein Vater reicht ihnen die Hand; es liebt sie Niemand, darum beten sie auch nicht!

Wir sagten vorhin, daß sämmtliche Knaben in ihren Betten sanft schliefen. Dies schien jedoch allein bei einem derselben nicht der Fall zu sein. Es ist dies ein hübscher Bursche von etwa 14 Jahren, welcher sich auf seinem Lager ziemlich unruhig verhält. Er wirft sich von einer Seite zur andern und erhebt oft den Oberkörper, um mit wirrem Auge um sich zu blicken; wie kraftlos sinkt er dann auf sein Pfühl zurück und beginnt von Neuem ängstlich zu stöhnen.

Nachdem dieser Knabe solch' seltsames Wesen bereits mehrere Stunden getrieben, scheint er ruhiger zu werden, wenigstens hört er

auf zu seufzen. Die tiefe Ruhe des Saales wird jetzt nur durch die sanften Athemzüge der schlummernden Knaben unterbrochen.

Draußen scheint indeß das Wetter immer unfreundlicher zu werden. Der Regen schlägt wild an die Fenster und rauscht im dunklen Hofe; die Dachgossen strömen wie Bäche. Der immer heftiger werdende Wind heult durch die Kamine und Gänge, dazwischen vernimmt man deutlich das Rauschen der hinter der Anstalt vorüberfließenden Spree.

Doch diese Unruhe der Elemente störte nicht den Schlummer eines einzigen dieser armen Knaben. Nur dem einen ward keine Ruhe, aber er hätte auch nicht schlafen können, wenn Sturm und Regen geschwiegen hätten, denn die Seele dieses Knaben ist in Verzweiflung.

Jetzt, als gerade ein heftiger Windstoß durch die dunklen Korridors heult, erhebt sich plötzlich die Gestalt des zuletzt scheinbar ruhigen Knaben, seine Blicke sind stier und angstvoll; sie irren einen Augenblick im Saal umher und schnell aber geräuschlos springt der Knabe dann aus dem Bette. Er durchschreitet den Saal, öffnet die Thür und befindet sich auf dem Korridor. Mit vorgestreckten Händen tappt er hier durch das Dunkel und steht nach einigen Augenblicken an einem Orte, welcher zum nächtlichen Gebrauch der Knaben bestimmt ist. Hier angelangt, steigt er vorsichtig auf ein Gefäß und knüpft ein kleines Tuch über sich fest, bildet eine Schlinge und legt seinen Kopf hinein. — —

Wenige Minuten nachdem der Unglückliche den Schlafsaal verlassen hat, erwacht ein kleiner Knabe von etwa 9 Jahren, welcher sein Bett verläßt, um denselben Ort aufzusuchen, wohin sein Schulgefährte sich vor wenigen Augenblicken in ganz anderer Absicht begeben hatte. Der Knabe geht schlaftrunken den Korridor entlang und

ist bald an Ort und Stelle. Eine trübe Lampe läßt hier die Gegenstände umher nur undeutlich erkennen. Der kleine Bursche geht deßhalb tappend und mit vorgestreckten Händen um sich fühlend. Plötzlich erfaßt er einen schwankenden Körper, er erhebt seine Blicke und stößt einen Schrei des Entsetzens aus, denn er erkannte seinen Schulgefährten, welcher sich am Balken erhängt hat.

Tausend andere Knaben wären bei diesem Anblicke furchtsam und erschrocken davon gelaufen, und hätten vielleicht in der ersten halben Stunde vor Entsetzen keinem Menschen verständlich machen können, was sie eigentlich gesehen haben; dies war jedoch nicht bei dem kleinen Taugenichts der Fall, welcher in dunkler Nacht seinen Schulgefährten erhängt findet. Allerdings stieß er in der ersten Ueberraschung einen gewaltigen Schrei aus, im nächsten Augenblicke jedoch hatte er bereits seine volle Fassung wieder erlangt. Sein kleines Gesicht drückte weder Furcht noch Schrecken aus, sondern verrieth vielmehr Entschlossenheit und Muth. Mit aller Kraft seiner Lunge schreit er: „zu Hilfe, zu Hilfe!“ und ein Gefäß umstürzend springt er schnell auf dasselbe. Rasch zieht er darauf ein kleines Messer aus der Tasche, durchschneidet das Tuch, an welchem sein Kamerad hängt und der schwere Körper sinkt in seine Arme. Aber er ist zu schwach denselben zu halten, und beide stürzen zu Boden.

Indeß hat der muthige Knabe nicht aufgehört um Hilfe zu rufen und bald nähern sich eiligst mehrere Wärter und Aufseher mit schlaftrunkenen, verstörten Gesichtern. Man richtet den Knaben auf, und dieser erzählt, wie er seinen Gefährten gefunden, und daß er denselben abgeschnitten habe. Brummend und gleichgiltig tragen zwei Männer den Körper des Erhängten nach dem Lazareth, woselbst Wiederbelebungsversuche mit demselben angestellt werden; zwei Männer reiben den entkleideten noch warmen Körper mit Bürsten und wolle-

nen Tüchern. Es wird zum Arzt geschickt, welcher nach wenigen Minuten sich an Ort und Stelle befindet und die Rettungsversuche geregelter fortsetzt. Dieselben haben auch nach etwa einer Stunde den besten Erfolg; der Knabe öffnet die Augen und blickt, wie träumend, erstaunt umher. —

„Das war brav gemacht, Kinder," spricht der Arzt und reibt sich vergnügt über das gelungene Werk die Hände, trifft darauf noch einige Anordnungen und steht schon im Begriff, die Anstalt wieder zu verlassen, als er noch einmal umkehrt, weil es ihm einfällt, daß ein so junger Bursche noch nie in der Anstalt versucht habe, sich zu entleiben. Er ist neugierig, was wohl die Ursache einer solchen That bei einem Knaben von kaum 14 Jahren sein kann. Deßhalb nähert er sich noch einmal dem Bette, in welchem der ins Leben Zurückgerufene jetzt ruhig und still liegt. Er setzt sich neben ihn und beginnt ein kleines Verhör.

„Sag einmal, junger Mensch," fängt er an, „wie du dazu kommst, dir das Leben nehmen zu wollen? Weißt du nicht, Bursche, daß du dafür Strafe bekommen kannst, weil das Hängen ganz gegen die Hausordnung ist, und weißt du nicht, daß ein Selbstmord überdies eine große Sünde ist, welche nicht allein hier in dieser, sondern auch in jener Welt bestraft wird? Sag, weißt du dies alles nicht, he?"

„Ach lieber Herr," antwortet auf diese eindringliche Rede der ins Leben Zurückgerufene mit schluchzender Stimme, — „ach lieber Herr, ich weiß wohl, daß es nicht recht ist, wenn man sich das Leben nimmt, da man es sich doch nicht selbst gegeben hat, aber ich war meines Lebens doch ganz überdrüssig. Ich laufe gern frei umher und meine Eltern haben mich auch immer gehen lassen, wohin ich wollte und nun mußte ich hier eingesperrt sitzen, das konnte ich

nicht länger aushalten. Und ich habe doch nichts verbrochen; ich habe nicht gestohlen, nicht gebettelt, sondern habe schon seit 2 Jahren mir mein Brod selbst ehrlich verdient. Sehen Sie, lieber Herr, ich war bei einem Marketender, welcher den Soldaten nachzog und gefiel es mir bei demselben recht gut, weil ich dabei immer im Freien sein konnte, und meine Eltern thaten ja doch nichts für mich. Mein Vater arbeitet bei den Maurern und wenn er des Abends spät nach Hause kommt, so ist er immer betrunken und dann schlägt er die Mutter und uns alle. Die Mutter aber muß waschen gehen und kann auch nichts für mich und meine andern Geschwister thun. Mein Vater prügelte mich oft sehr und sagte, als ich 12 Jahre alt war, ich solle gehen und mir Verdienst suchen, und wenn ich keinen finden würde, so wolle er mich noch vielmehr schlagen. Da habe ich denn in Tabacksfabriken mir Arbeit gesucht und war ich da den ganzen Tag, wofür ich täglich zwei Groschen vom Herrn erhielt, weil ich nur klein war und noch nicht schnell genug arbeiten konnte. Als ich es aber besser gelernt hatte, erhielt ich täglich drei Groschen.

Ich brachte meinen Verdienst immer meiner Mutter, aber es war ihr nie genug, denn sie sagte, ich müßte mehr verdienen und wenn ich nicht mehr Geld brächte, so sollte ich nichts als Kartoffeln und Wassersuppen zu essen bekommen. Sie gab mir aber immer nur sehr wenig Kartoffeln und einen kleinen Teller mit Wassersuppe, weßhalb ich auch den ganzen Tag über hungrig war. Mein Vater aber prügelte mich alle Abende und schlug auch die Mutter und die anderen Geschwister. Meine älteste Schwester, die Bertha, welche schon 16 Jahre alt ist, wollte sich oft nicht schlagen lassen und schimpfte den Vater, schlug ihn auch wohl wieder. Die Schwester verdiente auch keine Schläge, denn sie brachte genug Geld nach Hause, was sie der Mutter gab; auch sagte sie dies oft dem Vater, wenn er sie

schlug. Sie schrie dann, sie müsse uns Alle allein ernähren, sie brächte alle Abend viel Geld und bekäme doch nicht ein neues Kleid welches sie brauche; der Vater vertränke ihren Verdienst und wenn sie nicht bald ein neues Kleid bekäme, so würde sie gar nicht mehr ausgehen. Wenn die Bertha dies dem Vater sagte, dann lachte er immer und sprach: ja, ja, du sollst ein Kleid haben, vielleicht verdienst du dann auch mehr; ich wünschte nur, der Junge da wäre auch ein Mädchen und alle meine Kinder wären Mädchen, dann sollten sie mir alle etwas verdienen und ich könnte so viel trinken als ich wollte. Aber raisonniren darfst du nicht, liederliche Bettel, das sage ich dir, sonst lasse ich dich durch den Kommissarius arretiren und in's Arbeitshaus sperren; also halt's Maul! Meine Schwester drohte dann dem Vater und sagte, sie wolle dem Herrn Polizei-Kommissar sagen, daß er sie des Abend immer auf die Straße schicke, um etwas zu verdienen, und wenn sie nach dem Arbeitshause käme, dann solle der Vater in's Zuchthaus.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor, wenn das meine Schwester sagte, wurde der Vater ganz wüthend und schlug die Bertha nur noch mehr. Er brachte sie dadurch immer zum Schweigen.

Als ich 14 Jahre alt war, wollte ich gern eine Profession erlernen, aber es wollte mich kein Meister nehmen, weil ich noch nicht eingesegnet war. Ich konnte auch nicht eingesegnet werden, weil ich nicht Lesen und Schreiben gelernt hatte. Früher besuchte ich wohl einige Zeit die Schule; als ich aber in die Fabrik mußte, hatte ich dazu keine Zeit mehr. Der Herr Polizei-Kommissarius befahl meinen Eltern, mich in die Abendschule zu schicken, aber wenn ich bis spät Abends in der Fabrik gearbeitet hatte, so mochte ich nicht mehr in der Schulstube sitzen, und lief lieber mit den andern Knaben aus der Fabrik in den Straßen umher. Nun sehen Sie, lieber Herr Doktor,

zuletzt gefiel es mir gar nicht mehr in der Fabrik und bei meinen Eltern, weil ich so viel arbeiten und hungern mußte und so oft Prügel bekam. Da ging ich denn mit unserm Nachbar, dem Boutiker, welcher den Soldaten zum Manöver folgte, vor's Thor und auf die Dörfer. Ich trug dem Manne seinen Korb und mußte auf die Waare Acht haben. Dafür bekam ich gut zu essen und konnte den ganzen Tag im Freien sein und schöne Musik hören. Als die Soldaten aber in die Stadt zurückmarschirten, weinte ich sehr, denn ich dachte daran, daß ich nun wieder in die Fabrik müßte, wo es finster und häßlich ist und nicht halb so hübsch, als bei den Soldaten im Freien.

Der Marketender tröstete mich darauf und sagte: wenn wieder Manöver sei, solle ich wieder mitgehen, auch schenkte er mir zwei Thaler. Aber ich konnte doch nicht aufhören zu weinen. Als ich nun zu meinen Eltern kam, wollte mich der Vater schlagen, weil ich fortgelaufen war; ich gab ihm aber die zwei Thaler, welche mir der Marketender geschenkt hatte, und da schlug mich der Vater nicht, sondern schickte mich fort, um Branntwein zu holen; er sagte auch, ich könnte immer mit dem Marketender ziehen, wenn derselbe mich mitnehmen wolle.

Am andern Morgen sollte ich wieder in die Fabrik, als der Herr Polizei-Kommissarius zu uns in's Haus kam. Derselbe war sehr böse und schalt meinen Vater einen faulen Taugenichts und Trunkenbold, welcher schon längst das Arbeitshaus verdient hätte. Darauf sagte mein Vater ganz demüthig: Herr Kommissarius, ich bin ein ehrlicher Mann; ich habe dem Könige gedient und alle Feldzüge mitgemacht, habe auch viel Blessuren für's Vaterland erhalten und verdiente eine Gnadenpension, aber nicht das Arbeitshaus. Der Herr Kommissarius wollte aber darauf gar nicht hören, sondern blieb da-

bei, meinen Vater einen liederlichen Kerl zu nennen, weil er nichts thue, als Branntwein trinken, seine Kinder aber zu Vagabonden und liederlichen Betteln erzöge. Zuletzt wollte er meine Schwester Bertha sehen. Vater sagte zwar, die sei schon auf Arbeit gegangen, aber der Herr Kommissarius wußte es besser, denn er ging in die Kammer und holte die Bertha hervor, welche eben aufgestanden war. Er schalt sie eine liederliche Dirne und sagte, er müßte sie mitnehmen zur Stadtvoigtei; sie hätte es längst verdient. Als die Bertha dies hörte, schrie sie sehr und sagte, es wäre nicht ihre Schuld, wenn sie liederlich sei, denn der Vater hätte sie dazu gezwungen und sie hätte alle Abend müssen Geld bringen, sonst hätte er sie halb todt geschlagen. Dies war nun wohl wahr, aber der Vater schrie doch wie besessen: die Bertha sei eine verdammte Lügnerin, er hätte genug gethan, um sie ordentlich zu machen, aber sie hätte auf alle seine Ermahnungen nicht gehört. Die Mutter sagte auch, dies sei wahr, sie hätten ihre Tochter gut und rechtschaffen erzogen und sie könnten nicht dafür, daß sie liederlich geworden sei.

Die Bertha wurde endlich ganz still und sagte: na, es ist gut, nehmen Sie mich nur mit, Herr Kommissarius; wenn ich auch in's Arbeitshaus muß, so komme ich doch wenigstens von hier weg, hier hätte ich es so nicht lange mehr gemacht. Was soll ich bei den Rabeneltern! — Da wollten nun Vater und Mutter die Bertha schlagen, weil sie so sprach; der Herr Kommissarius litt es jedoch nicht und sagte, die Bertha habe Recht.

Als der Herr Kommissarius in unsere Stube gekommen war, hatte ich mich hinter den Ofen versteckt, weil ich mich sehr fürchtete. Als nun der Herr Kommissarius schon mit meiner Schwester gehen wollte, bekam er mich in die Augen und sagte: Aha, da ist ja auch der kleine Vagabond, welcher seit einem Monat sich umhergetrieben!

Komme er nur hervor, Patron! Er will nicht in die Schule gehen, nun soll er in's Arbeitshaus; seine Eltern sorgen doch nicht für ihn. Als der Herr Kommissarius dies sagte, zitterte ich sehr und schrie laut vor Schreck, denn ich hatte mich immer recht sehr vor dem Arbeitshause gefürchtet. Der Herr Kommissarius faßte mich jedoch beim Ohr und zog mich in die Stube, was meine Eltern auch ruhig geschehen ließen; sie sahen mich gar nicht an, sondern schimpften noch immer die Bertha und drohten ihr mit den Fäusten. Weil ich so sehr schrie, gab mir der Herr Kommissarius einen Backenstreich und nahm uns dann Beide mit zur Stadtvoigtei.

Da habe ich vierzehn Tage lang auf den Dielen gelegen und sehr gefroren; auch konnte ich des Nachts gar nicht schlafen, denn das Ungeziefer quälte mich sehr. Ich glaubte noch immer nicht, daß ich in's Arbeitshaus kommen würde, weil ich nichts Böses gethan hatte; aber eines Morgens wurde ich vorgerufen und mit vielen andern Männern und Frauen hierher gebracht.

Meine Schwester Bertha war auch unter den Frauen und schien sich sehr zu schämen, denn sie hatte ihr Tuch über den Kopf gezogen damit sie Niemand ansehen könne. Ich weinte den ganzen Weg über und oft stießen mich die Soldaten, weil ich nicht schnell genug lief. Ach, lieber Herr Doktor, nun bin ich schon drei Monate hier eingesperrt, und weiß nicht, was aus mir werden wird; ich möchte lieber in der finstern Fabrik arbeiten und wollte gewiß nicht wieder mit dem Marketender laufen, wenn ich nur nicht im Arbeitshause bleiben müßte. Ich konnte es hier nicht länger aushalten und da dachte ich denn, es sei besser, wenn ich todt wäre, und dies fiel mir alle Tage ein, ich konnte den Gedanken gar nicht wieder los werden. Sehen Sie, lieber Herr Doktor, deshalb habe ich mich aufgehängt; aber lassen Sie mich nur nicht schlagen, ich will es nicht wieder thun."

Nachdem der Knabe seine traurige Erzählung und die Versicherung des Arztes erhalten hatte, daß er keine Prügel bekommen solle, sinkt er bald in einen festen Schlaf. Der Arzt verläßt die Anstalt erst, als das trübe Licht des Morgens durch die Fenster bricht.

Der matte Strahl fällt auf das blasse Gesicht des schlummernden Kindes; seine Züge sind ruhig und sanft, aber welch ein Leiden ist auf diesem so jugendlichen Gesichte ausgeprägt! Welch' einen Schmerz verkünden diese zusammengepreßten Lippen! Eine Welt trauriger Erfahrungen scheint auf diesen Zügen zu lagern. Für immer zum Leiden bestimmt, war es vielleicht eine Härte, den Kleinen in ein Dasein zurückzurufen, welches für ihn nur eine Kette von Drangsalen bildet.

Doch der Tag bricht an. Verlassen wir den Knaben, denn neue Scenen bringt uns der Morgen.

Es ist fünf Uhr und in der weitläuftigen Anstalt beginnt ein reges Leben. Die Gefangenen haben ihre Schlafsäle verlassen und werden in langen Reihen zur Arbeit geführt. Alle gehen lässig und träge, mit schleppenden Schritten und gesenktem Haupte; die frühe Arbeit behagt ihnen schlecht, denn Jeder hätte gern noch länger geschlafen. Aber hier gilt kein Zögern und es wird Niemand gefragt, ob er ausgeschlafen habe oder nicht.

4.

Die Entlassenen.

Um 8 Uhr Morgens ist das Bureau des Arbeitshauses bereits geöffnet. Es ist dies ein langes Zimmer, in welchem mehrere Administrationsbeamte beschäftigt sind. Vor einem der Sekretaire liegt ein

Haufen Aktenstücke; es sind die derjenigen Personen, deren Strafzeit zu Ende ist und welche heute beurlaubt werden sollen, um sich ein Unterkommen zu suchen.

Der Sekretair ordnet seine Akten und zieht dann einen Glockenzug, worauf ein dienender Gefangener in's Bureau tritt, welchem er zuruft: „die Ausgänger!" Der Bote verläßt das Zimmer, worauf nach wenigen Minuten der Hausvater der Anstalt die Ausgänger in's Büreau führt.

Es sind dies etwa 12 Männer und halb so viel Frauen und Mädchen. Unter den letzteren bemerkt man einige recht hübsche Gestalten. Die Gesichtszüge der Männer sind gleichgiltig; die Mädchen werfen frivole Blicke umher. Die wenigen älteren Frauen sind bleiche Jammergestalten; ihre Blicke haften ausdruckslos am Boden.

Der Beamte ruft jetzt mit lauter Stimme: daß jeder Ausgänger bis Nachmittags 5 Uhr wieder in der Anstalt sein müsse, um anzuzeigen, ob er ein Unterkommen gefunden habe; wer aber nicht zurückkehre, habe Strafe zu erwarten. Darauf verlassen die Beurlaubten das Büreau, der Portier zieht das Gitter auf und die Thür des Arbeitshauses schließt sich hinter den Entlassenen.

Auf der Straße stehen mehrere bejahrte Frauen, auf welche die aus dem Arbeitshause entlassenen jungen Mädchen zueilen. Diese Frauen werfen ihnen Tücher über und besteigen mit ihnen Droschken. Eine oder die andere möchte wohl nicht gern mit diesen Frauen gehen; sie sagt, sie wolle sich einen Dienst suchen und ordentlich werden; aber man lacht sie aus und fragt sie, wer ein solches Mädchen wohl in Dienst nehmen werde? Uebrigens frieren sie, denn ihre Kleidung ist dünn; sie sind auch ohne Tuch und besitzen nicht acht Groschen, um sich einen Dienstschein zu lösen. Diese Gründe siegen

und die Mädchen folgen jenen Frauen, welche ihnen alles das geben, was sie für den Augenblick brauchen.

Die älteren, blaß und dürftig aussehenden Weiber sind schlimmer daran, denn für sie zeigt sich Niemand, welcher ihnen Obdach und Nahrung anbietet. Sie schleichen frierend und ängstlich, in ihre dünnen Tücher gehüllt, davon und es ist sehr zweifelhaft, ob sich Jemand überreden läßt, ihnen eine Schlafstelle zu geben. Wenn sie nun eine solche nicht finden können, so kehren sie zum Arbeitshause zurück, wo sie sich wieder einkleiden lassen.

Die aus dem Arbeitshause entlassenen Männer sind verschiedener Art. Ein junger, ziemlich gut gekleideter Bursche von etwa 19 Jahren eilt schnell fort, sobald er die Anstalt im Rücken hat, und besteigt die erste Droschke, welche ihm begegnet, um schneller fortzukommen. Es ist dies ein oft bestrafter Taschendieb und man darf sicher sein, diesen jungen Mann am nächsten Abend als Dandy im ersten Range der Oper zu erblicken, wo man dann in dem feinen Herrn mit Lorgnette und Glacèhandschuhen schwerlich den aus dem Arbeitshause Entlassenen erkennen wird. Mehrere andere sehr schlecht gekleidete Männer wenden sich, sobald sie das Arbeitshaus verlassen haben, dem nächsten Branntweinladen zu, um hier das Geld zu vertrinken, welches sie sich durch Ueberverdienst in der Anstalt erspart haben. In wenigen Stunden sieht man sie taumelnd und lärmend durch die Straßen ziehen, oder in einer Kellerecke liegen, und mancher von ihnen wird schon desselben Tages wieder verhaftet. — Einige alte hinfällige Männer versuchen, sich das nöthige Geld zur Bezahlung der ersten Schlafmiethe zu erbetteln; aber auch sie werden dabei in der Regel betroffen und wieder zum Arrest gebracht. Nur zwei oder drei kräftige Männer mit dummen, ausdruckslosen Gesichtern eilen nach den Bauplätzen, um dort Arbeit zu suchen.

Unter den aus dem Arbeitshause entlassenen Mädchen befand sich Eine, welche auf das Zureden der menschenfreundlichen Frauen, die sie vor der Thür erwarteten, durchaus nicht hören wollte. Obgleich ihr Kleid eben so dürftig, als das ihrer Gefährtinnen ist, obgleich sie kein Tuch um die Schultern hat, so weiset sie doch die Anerbietungen jener Frauen entschieden zurück, worauf diese sie denn auch endlich verlassen.

Dies junge Mädchen, etwa 18 Jahre alt, hat eine regelmäßige Gestalt von mittler Größe, dunkelbraunes Haar und eine blasse, zarte Gesichtsfarbe. Ihre Augen sind dunkelblau und sehr sanft, ihre Sprache leise und schüchtern. Dieses hübsche junge Mädchen ist jetzt zum ersten Male im Arbeitshause gewesen und hat den seltenen Entschluß gefaßt, sich zu bessern.

Das Mädchen ist eine Waise; sie hat ihren Vater nicht gekannt; ihre Mutter diente früher im Hause eines Grafen, als sie schwanger wurde.

In der Charité wurde sie von einer Tochter entbunden, welche sie auf den Namen Louise taufen ließ. Sie nannte einen vornehmen, hochgestellten Herrn als den Vater dieses Kindes und erhielt von diesem eine Abfindungssumme von einigen hundert Thalern. Hierzu fand sich denn auch bald ein Mann, es war ein Tischler, welcher die Mutter der Louise heirathete, das Geld durchbrachte und sich dann von der Frau scheiden ließ. Bald darauf starb diese in der größten Noth und hinterließ ihre vierjährige Tochter als Waise. Das kleine Mädchen mußte darauf bei fremden Leuten untergebracht werden. Ihre Pflegemutter war eine alte Frau, welche das Kind hungern ließ, und wenn kein Brod im Hause war, mußte die kleine Louise auf die Straße, um dort zu betteln; später aber schickte sie die Frau mit Schwefelhölzern handeln; verkaufte sie nicht genug, so gab es Prügel.

So wurde die Kleine 14 Jahre alt, als die Pflegemutter bemerkte, daß dieselbe trotz Hunger und Schläge, sehr hübsch geworden war. Da sagte sie denn: „Louise, Du mußt Geld verdienen; aber solch hübsches Mädchen, wie Du, braucht gar nicht zu arbeiten; Du kannst alle Tage Festtage haben.“ Und als die kleine Louise fragte, wie sie denn dies anfangen solle, belehrte sie die Alte und versprach ihr schöne Kleider und gutes Essen, wenn sie folgsam sei. Die kleine Louise hatte aber keine Lust, die Lehren der guten alten Frau zu befolgen, weshalb sie derselben sagte, daß sie weit lieber arbeiten oder in einen Dienst ziehen möchte, um ein ordentliches Mädchen zu werden. Diese Antwort setzte aber die Alte in die größte Wuth. Sie schlug das widerspenstige Mädchen, so lange sie nur die mageren Arme rühren konnte, spie ihr in's Gesicht und sperrte sie zuletzt in eine finstere und kalte Kammer, wo sie die Ungehorsame einen Tag und eine Nacht hungern ließ. Da dieselbe jedoch auch dann noch sich weigerte, den Willen des alten Weibes zu thun, so bekam sie alle Tage Prügel und so wenig zu essen, daß sie bald ganz mager und hinfällig wurde.

Gewiß hätte das arme Kind dieser Behandlung endlich unterliegen müssen, wenn sie nicht eines Tages Gelegenheit gefunden hätte, ihrer Peinigerin zu entlaufen.

Ohne zu wissen, wohin, trieb sich die kleine Louise den halben Tag in den Straßen umher, als ihr plötzlich einfiel, ihren Stiefvater, den Tischler, aufzusuchen, um diesem ihre hilflose Lage zu erzählen. Sie war ihrem Stiefvater mitunter auf der Straße begegnet und hatte dieser dann immer ziemlich freundlich mit ihr gesprochen, auch ihr mitunter wohl einen Groschen geschenkt. Hierauf gründet die Kleine ihre Hoffnung und begiebt sich eiligst nach der Tischler-Herberge, wo sie denn auch so glücklich ist, die Wohnung ihres Stiefvaters

zu erfragen. Froh eilt sie nun ihres Weges und sie zweifelt nicht, daß ihr Stiefvater sie bei sich aufnehmen wird, sobald er erfahren hat, was ihr bei der Pflegemutter begegnet ist.

Das junge Mädchen erreicht endlich ziemlich ermüdet die in der Vorstadt belegene Wohnung des Tischlers; sie fragt nach ihrem Vater und hört mit Vergnügen, daß derselbe zu Hause sei. Mühsam ersteigt sie mehrere dunkle Treppen und klopft an die Thür, welche man ihr bezeichnet hat. Man öffnet dieselbe und das junge Mädchen steht vor ihrem Stiefvater.

Der Tischler ist ein kräftiger Mann von etwa 40 Jahren; seine Züge sind roh und seine Gesichtsfarbe gedunsen, Hände und Füße sind ungewöhnlich groß und verrathen viel Kraft; seine Haltung ist jedoch unbeholfen und die Stimme heiser und rauh. Der Tischler ist ein Trunkenbold. Als das junge Mädchen die häßliche Gestalt ihres Stiefvaters erblickte, überfiel sie eine Angst, über deren Ursache sie sich keine Rechenschaft geben kann. Schüchtern und zitternd steht sie da und wagt nicht ihre Augen aufzuschlagen; sie weiß nicht, was sie sagen soll. Der Tischler betrachtet eine Weile das junge Mädchen, ihre Anrede erwartend; da dieselbe jedoch nicht die Lust oder die Kraft zum Sprechen zu haben scheint, entschließt er sich endlich sie anzureden, um die Ursache ihres Besuchs zu erfahren. Die Kleine fährt erschrocken zusammen, als sie die heisere Stimme ihres Vaters vernimmt, faßt jedoch Muth, da sie bemerkt, daß der Tischler guter Laune ist und sie mit grinsender Freundlichkeit betrachtet.

„Nun Louise,“ fängt derselbe von Neuem an, „wirst Du mir endlich sagen, was Du von mir willst? Hast Du eine Bitte, sprich dreist heraus, Du weißt ja, Kleine, daß ich Dich immer habe leiden können; ich habe Dich fast so lieb als Deine selige Mutter, die doch auch ein schmuckes Frauenzimmer war, ja fast noch ein Bischen lieber.“

Den Schluß seiner Rede begleitet der Tischler mit einem heisern, krächzenden Gelächter, das überaus widerlich klingt. Die kleine Louise hat jedoch durch die freundlichen Worte wieder Muth gewonnen und erzählt nun ihrem Vater die abscheuliche Behandlung ihrer Pflegemutter. Als sie ihre Erzählung weinend beendet hat, erklärt sie, daß sie um keinen Preis zu der Alten zurückkehren würde, und indem sie die harten Hände des Tischlers ergreift und ihre flehenden, in Thränen schwimmenden Augen auf dessen rauhe Züge richtet, bittet sie mit schluchzender Stimme, sie nicht von sich zu weisen, sondern sie von der bösen alten Frau zu erretten. Zitternd erwartet das junge Mädchen nunmehr die Antwort ihres Vaters. Dieser schweigt einige Minuten, und eine augenblickliche Rührung scheint seine rauhen Züge zu beleben; als diese jedoch schnell wieder verschwunden ist, stößt er von Neuem sein häßliches Gelächter aus, wodurch das junge Mädchen diesmal so erschreckt wird, daß sie fast umsinkt. Diese Bewegung bemerkend, mäßigt der Tischler die Ausbrüche seiner Lustigkeit und sagt so freundlich als möglich zu der zitternden Kleinen: „Na, na, Mädchen, Du brauchst nicht so zu erschrecken, ich thue Dir nichts und sei nur ruhig, Du sollst nicht wieder in das Haus der alten Hexe. Wenn Du willst, so kannst Du bei mir bleiben; ich habe zwar auch nicht viel, aber Du bist nicht lecker gewöhnt, wir wollen schon durchkommen; auch kannst Du mir die Wirthschaft führen, ich werde meine Aufwärterin abschaffen, so ist uns dann Beiden gedient. — Nun, Louise, bist Du's zufrieden? Donnerwetter, ich dächte, Du könntest es sein, man findet nicht alle Tage solchen Vater!"

Das junge Mädchen, welches entzückt ist, da sie hört, daß sie nicht wieder zur Alten zurückkehren soll, fällt ihrem Vater um den Hals und ihre frischen Lippen drücken einige Küsse auf dieses häßliche

Gesicht. Diese Aeußerungen des Dankes scheinen dem Tischler ganz gut zu gefallen, er beeilt sich nicht ihnen Schranken zu setzen, und als man endlich aufhört ihn zu umarmen und zu küssen, sagt er mit guter Laune: „Na, so laß ich es mir gefallen, Louise. — Siehst Du, wenn Du mich immer so lieb hast, so werden wir stets die besten Freunde sein, Du sollst mir nicht wieder einen Schritt zu dieser verdammten Alten; ich will schon selbst für Dich sorgen. Wozu bin ich Dein Vater? Aber die Alte soll sich in Acht nehmen; begegne ich ihr, so schlage ich ihr morsches Gerippe so klein, daß der Todtengräber leichte Arbeit haben soll. Aber Du hast wohl noch nicht gegessen, Lieschen? Warte, ich habe hier noch Etwas." Und der Tischler beeilt sich, aus einem Schranke Wurst, Käse und Brod hervorzuholen. Das junge Mädchen, welches von der Alten erst gestern aus dem Hungerloche entlassen worden, macht sich mit dem besten Appetit an das ihr angebotene frugale Mahl, und zum ersten Male seit langer Zeit stillt sie ihren Hunger. Nachdem dies geschehen ist, zeigt der Tischler ihr die kleine Wirthschaft, welche sie künftig führen soll; er räumt ihr eine kleine Kammer zum Schlafen ein und begiebt sich dann an seine Arbeit. Das junge Mädchen aber ist emsig beschäftigt, sich nützlich zu machen; sie bemerkt wohl, daß hier dies und jenes fehlt, aber eine Nachbarin borgt dem freundlichen Kinde das Nöthige und bald ist die kleine Wohnung des Tischlers nett und sauber; alles steht an seinem Platz und wenn der Stiefvater Mittags von der Arbeit kommt, findet er eine reinliche Stube, ein schmackhaftes Essen und ein freundliches Gesicht. Früher konnte der Mann nie mit seinem Lohne auskommen, jetzt hat er mitunter noch etwas übrig und als er eines Abends nach Hause zurückkehrt, beschenkt ihn seine Tochter mit einer neuen Jacke, welche sie von dem ersparten Wirthschaftsgelde gekauft hat. Freilich war ihr dies sauer genug geworden,

denn der Tischler gab ihr nur sehr wenig, da er den größten Theil seines Lohnes vertrank; aber das junge Mädchen fühlt sich so verpflichtet für ihre Errettung aus den Händen eines bösen Weibes, daß sie sich selbst den größten Entbehrungen aussetzt, um nur ihrem Wohlthäter ihre große Schuld abzutragen. Die Nachbarin verschafft ihr weibliche Arbeiten und unterrichtet sie im Nähen und bald arbeitet das junge Mädchen bis spät in die Nacht, um durch ihren Verdienst die Lage ihres Stiefvaters zu verbessern. Wenn sie dann einen Thaler erspart hat, kauft sie ein nöthiges Wirthschaftsstück, und der Tischler ist erstaunt, als er nach einiger Zeit seine Verhältnisse so angenehm verändert sieht.

Vielleicht ist er dankbar dafür? Er muß wohl die Waise lieben, welche seine Liebe so sehr verdient; er muß sich bemühen, für das Glück dieses jungen Mädchens zu sorgen! Vielleicht wird er selbst ein besserer Mensch, denn man sagt ja, daß der Umgang mit guten Menschen uns selbst besser und edler macht. —

Der Verfolg der traurigen aber wahren Geschichte dieses unglücklichen jungen Mädchens wird gewiß Vielen als unwahr und unnatürlich erscheinen; aber indem wir uns entschlossen, die Bilder menschlichen Elends und menschlicher Gesunkenheit vor die Augen des Lesers zu führen, war es zugleich unser Vorsatz, nur wirkliche Thatsachen zu erzählen, und so ist denn auch die Geschichte dieses unglücklichen Mädchens eben so wahr als entsetzlich.

Wir zögern fast, das empörende Ereigniß zu berichten, das die arme Waise moralisch vernichtete: ihr Stiefvater überfiel sie eines Nachts mit viehischer Gewalt und — entehrte sie!

Möchten wir doch eine Unwahrheit erzählen; möchte doch eine solche That zu den Unmöglichkeiten gehören! Leider haben wir es je-

doch hier nicht mit einem Romane, sondern mit der traurigsten Wirklichkeit zu thun.

Am Morgen nach dieser abscheulichen That verläßt Louise das Haus ihres Stiefvaters, des Tischlers. Ihr Gesicht ist bleich und ihre Kniee wanken, als sie die Straße betritt. Sie weiß nicht wohin, aber sie kann nicht in diesem Hause bleiben, obgleich der Tischler mit Güte und Gewalt versucht hatte, sie zurückzuhalten; er ließ sie jedoch gehen, als das junge Mädchen mit einer Klage bei der Behörde drohete. Fluchend wirft er die Thür hinter der Unglücklichen zu, welche im dürftigen Gewande und nun wieder ohne Obdach sich auf der Straße sieht, eben so hilflos wie damals, wo sie der Alten entfloh. Aber sie ist jetzt noch unglücklicher, denn sie ist entehrt.

Mit schwankenden Schritten entfernt sich die Waise von dem Hause, welches ihr eine Zufluchtsstätte zu sein versprach und ihr Verderben wurde; sie hat nun Niemanden auf der Welt, bei dem sie Schutz und Hilfe suchen könnte; das Gefühl ihrer gänzlichen Verlassenheit überfällt mit allen Schrecken jetzt ihre Seele.... O Du, der Du die jungen Raben fütterst, der Du die Lilien auf dem Felde kleidest, kannst Du das Meisterwork Deiner Schöpfung, kannst Du einen Menschen erbarmenlos umkommen lassen? Wo ist Deine rettende Hand, das unschuldige Opfer fremder Sünden vor dem Verderben zu bewahren! —

Ohne Zweck und ohne Gedanken läuft die Unglückliche in den volkreichen Straßen umher; glänzende Karossen eilen an ihr vorüber, tausend Menschen gehen gleichgiltig vorbei, keiner ahnt die Leiden des dürftigen, zitternden Mädchens, welches oft rathlos unentschlossen stehen bleibt und die schüchternen, flehenden Blicke auf einen Vorübergehenden richtet. Sie ist ja ein Mensch und muß sich doch wohl an Menschen wenden, um geholfen zu werden! Doch Niemand bemerkt

ihre stummen Bitten; alle diese tausend Menschen sind nur mit sich beschäftigt und Keiner bietet der Verlassenen seine Hilfe an.

Der Tag neigt sich zu Ende und das junge Mädchen eilt noch immer aus einer Straße in die andere; sie hat seit gestern nichts gegessen, aber die Angst erdrückt den Hunger. Sie entschließt sich endlich, als es immer dunkler wird, eine vorübergehende Frau anzureden; doch da diese die bittende Geberde des Mädchens bemerkt, hält sie die Kleine für eine Bettlerin und entfernt sich schimpfend. Ermattet setzt sie sich zuletzt auf die Stufen eines Hauses nieder; sie kann nicht mehr gehen, denn ihre Füße sind wund und schmerzen heftig. Matt sinkt ihr Haupt auf die Brust und einzelne Thränen rinnen über die blassen Wangen; das junge Mädchen kann sich nicht enthalten bitterlich zu weinen. Nach einiger Zeit erhebt sie das müde Haupt und blickt umher. Es ist Nacht geworden; die Straße ist einsam, einzelne Fußgänger bleiben zuweilen stehen, als sie ein Mädchen auf der Straße sitzen sehen, aber sie entfernen sich bald wieder, als dieselbe nicht auf ihre Fragen antwortet oder wenn sie bemerken, daß sie weint.

Louise verläßt endlich ihren Platz und läuft noch durch einige Straßen, ohne Zweck und ohne zu wissen, wohin. Aber die Nach ist kalt und ihre dünne Kleidung schützt sie wenig, die Besinnung schwindet ihr und kraftlos sinkt sie an einem Hause zusammen.

Rauhe Hände erwecken nach einiger Zeit das junge Mädchen aus ihrer wohlthätigen Betäubung. Hin und her gezerrt, fühlt sie, daß ihr Körper von Wasser trieft, womit man sie begossen hat, um sie in's Leben zurückzurufen. Verwirrt und noch halb bewußtlos schlägt sie die Augen auf und sieht sich umringt von den finsteren Gestalten einiger Nachtwächter und Gensdarmen. Man frägt sie, was sie auf der Straße mache, woher sie komme, und als das junge

Mädchen zu schwach ist, zu antworten, so hebt man sie vom Boden empor und zwei Gensdarmen führen sie zur Stadtvoigtei.

Hier wird sie in ein großes, dunkles Gemach gebracht und stolpert über die ausgestreckten Beine einiger Personen, welche auf den Dielen liegen. Etwa sechs bis acht junge Frauenzimmer befinden sich in diesem Gefängniß; es sind solche, welche man des Abends in den Straßen wegen liederlichen Umhertreibens verhaftet hat. Die Mädchen scheinen die neu Angekommene aber nicht mit großer Freundlichkeit zu empfangen, denn gemeine Reden und Schimpfworte tönen der Eingetretenen von allen Seiten entgegen; man scheint nicht gesonnen, ihr einen Platz auf den Strohsäcken zu gönnen und die Kleine muß zufrieden sein, als sie endlich einen unbesetzten Winkel findet, in welchem sie sich furchtsam niederkauert. Sie ist sehr ermüdet und erschöpft, aber sie kann nicht schlafen, denn ein Schwarm Ungeziefer überfällt sie, sobald sie ihren Platz eingenommen hat und macht ihr die Nachtruhe unmöglich. Auch ihre Gefährtinnen scheinen wenig zu schlafen, denn gemeine Reden und Flüche hört sie die ganze Nacht.

Endlich bricht der Tag an und erhellt das Gefängniß, in welchem sich die Waise in Gesellschaft verschiedener anderer junger Mädchen erblickt. Diese Mädchen haben fast ohne Ausnahme hübsche Figuren und die Gesichtszüge einiger sind fast schön zu nennen; ihnen allen ist jedoch der Stempel tiefster Gesunkenheit aufgedrückt. Ihre Kleidungsstücke, von größtentheils guten Stoffen, sind schmutzig, zerknittert und zerrissen und die Haare hängen wirr in die durch Nachtwachen erschöpften, abgespannten Gesichter. Eine große Brünette schreitet auf die neu Angekommene zu, stemmt beide Arme in die Seite und indem sie das junge Mädchen starr betrachtet, bricht

sie in ein schallendes Gelächter aus und zerrt die sich Sträubende bis in die Mitte des Gemaches.

„Hier seht mir einmal den Tugendspiegel," ruft sie dabei mit ausgelassener Lustigkeit, „das Jüngferchen ist für uns zu gut; sie will aus ihrem Winkel nicht hervor! Na, komm man her und producire Dich dieser ehrenwerthen Gesellschaft; mache Deinen Knix! — Sieh mal, was Du für ein feines Lärvchen hast! na, Du weißt es anzubringen, das schadet nichts. Aber Kleine, zuerst rücke heraus. — Gewiß hast Du Geld versteckt, — also her damit! Ehrlich getheilt! Du mußt denken, wir alle hier sind Deine Schwestern."

„Ich habe kein Geld," erwidert das geängstigte junge Mädchen und auf diese Erklärung läßt man sie in Ruhe. Aber sie bleibt in der Gemeinschaft dieser gesunkenen Personen; sie vernimmt deren schamlose Reden und hat während der vierzehn Tage, welche sie unter ihnen verbleibt, vollkommen Zeit, sich an diese Gemeinheiten zu gewöhnen und vieles Schlechte zu lernen. Inzwischen hat sie einmal ein kurzes Verhör gehabt, in welchem sie jedoch aus Scham die abscheuliche That ihres Stiefvaters verschweigt. Als man darauf diesen vorladet, so wie auch die Alte, bei welcher die Kleine zuerst gewesen ist, erscheint nur die letztere im Polizei-Büreau, denn der Tischler hält es für gerathener, nicht hinzugehen.

Mit hämischer Freude vernimmt die Alte, um was es sich hier handelt, und erzählt darauf unter vielen Thränen, daß die kleine Louise ein höchst liederliches und ungehorsames Geschöpf sei; sie, die Alte, habe aus Menschenliebe so viel an dem Mädchen gethan, aber trotz ihrer Ermahnungen und ihres guten Beispiels sei die kleine Louise immer schlechter geworden; sie habe sich oft liederlich umhergetrieben und weil sie als ordentliche Frau dies nicht hätte leiden wollen, so sei das schlechte Mädchen eines Morgens auf und davon

gelaufen. Sie, die Alte, wisse aber nicht, wo sie sich seitdem umhergetrieben habe, doch glaube sie nicht, daß die liederliche Dirne beim Stiefvater gewesen sei. Zuletzt erbot sich die Alte, die Louise wieder bei sich aufzunehmen, weil sie, wie sie sagte, den Narren an dem Mädchen gefressen habe; sie versprach, daß sie ihr Möglichstes thun wolle, das leichtsinnige Kind wieder zur Zucht und Ordnung zu gewöhnen.

Auf diese Erklärung der Alten wurde die junge Louise aus dem Gefängnisse vorgerufen, erhielt die ernstlichsten Ermahnungen, künftig ihrer Pflegemutter folgsam zu sein und vom liederlichen Lebenswandel zu lassen, wurde zuletzt mit dem Arbeitshause bedroht und darauf dem triumphirenden alten Weibe übergeben.

Was bleibt noch zu sagen übrig? Die Kraft des unglücklichen Mädchens ist gebrochen, ihr Geist niedergebeugt und die Gefühle der Scham sind durch die schlechte Gesellschaft im Gefängnisse so ziemlich vernichtet worden. Lehren der Moral hat sie nie gehört; nur ein gewisser natürlicher Instinkt hielt sie bisher vom Laster zurück. Ihre Pflegerin hat daher jetzt ein leichtes Spiel; die Kleine weigert sich nur noch schwach und ergiebt sich endlich in ihr Schicksal.

Jetzt hat sie zum ersten Male das Arbeitshaus kennen gelernt und faßt, seltsamer Weise, den Entschluß, künftig einen andern Lebenswandel zu führen. Das ausschweifende Leben hat ihr nie gefallen und wie in ihrer Kindheit hat sie auch jetzt noch den Wunsch, eines arbeitsamen, sittlichen Lebens sich zu befleißigen.

Wir verließen sie, als sie nach überstandener Strafzeit aus dem Arbeitshause entlassen worden ist, um sich ein Unterkommen zu suchen. Sie folgt nicht jenen Frauen, welche vor der Thür die Mädchen erwarten und ihnen so bereitwillig ihre Dienste anbieten, denn sie weiß, welches Loos sie bei diesen Frauen erwartet; sie hofft, selbst

ein Unterkommen finden zu können . . . Arme Kleine! Man sieht, daß du noch nicht die menschliche Gesellschaft kennen gelernt hast.

Vergeblich läuft sie den ganzen Tag umher; überall wo sie sagt, daß sie aus dem Arbeitshause entlassen sei, weist man ihr mit Abscheu die Thür; sie kann nicht einmal eine ordentliche Schlafstelle bei rechtlichen Leuten erhalten. Zuletzt findet sich noch ein armer Schneider, welcher bereit ist, sie bei sich aufzunehmen; doch der Revier-Polizei-Commissarius verweigert die Erlaubniß, weil sie nicht gleich einen Arbeitsschein nachweisen kann.

Als es spät Abend geworden ist, sind alle Versuche des jungen Mädchens, ein ordentliches Unterkommen zu finden, erfolglos gewesen und es bleibt ihr zuletzt nichts anderes übrig, als zu ihrer früheren Wirthin zurückzukehren, wo sie denn auch bereitwillige Aufnahme findet.

Die Unglückliche setzt also ihre Lebensweise fort; bald befindet sie sich wieder im Arbeitshause und weil sie am Ausgangstage ausgeblieben ist, wird sie mit Schlägen bestraft. Wäre sie gleich wieder zu ihrer Wirthin zurückgekehrt, so hätte diese die Anmeldung besorgt und so wird das junge Mädchen also eigentlich deßhalb bestraft, weil sie den Versuch gemacht hat, ordentlich zu werden! — —

Man glaube nicht, daß wir hier die Schwierigkeiten, welche sich der Besserung eines einmal gesunkenen Mädchens entgegenstellen, übertrieben haben; dieser einzelne Fall gilt für alle. Es ist eine absolute Unmöglichkeit für diese unglücklichen Wesen, auf der einmal betretenen Bahn umzukehren. Wenn man des Abends eine Unzahl dieser Mädchen in den Straßen Berlins sich umhertreiben sieht, so glaube man nicht, daß die natürliche Lasterhaftigkeit derselben immer Schuld ist. Viele, sehr viele möchten gern einen anderen, besseren Lebenswandel führen, aber einmal im Pfuhl der Verderbniß versun-

ken, wird ihnen jede Umkehr unmöglich gemacht. Ausgestoßen aus der besseren Gesellschaft, verlassen von jeder Hilfe, müssen sie ein Gewerbe fortsetzen, das sie wenigstens gegen den Hunger schützt, und indem sie sich ganz in den Händen jener abscheulichen Weiber befinden, welche sich ihre Wirthinnen nennen, gehört ihnen nicht das Kleid, nicht das Tuch, womit sie bekleidet sind. Wenn sie zum Arrest kommen, so erscheinen bald ihre Wirthinnen auf der Stadtvoigtei, nehmen daselbst ihr Eigenthum in Empfang und lassen ihnen kaum so viel, als hinreicht, ihre Blöße zu bedecken. Werden sie nach verbüßter Strafzeit aus dem Arbeitshause entlassen, so wird sie schon wegen ihres dürftigen Aussehens Niemand in Dienst nehmen, und wenn sie nicht frieren, nicht hungern wollen, so müssen sie sich entschließen, zu jenen Frauen zurückzukehren, um sich dort einer Sclaverei preiszugeben, welcher keine andere zu vergleichen ist.

Kehren wir in das Arbeitshaus zurück. Die Beurlaubten haben die Anstalt verlassen; es ist halb neun Uhr. Treten wir in das Büreau der Anstalt, denn es ist die Zeit, wo ein neuer Transport Gefangener von der Stadtvoigtei erwartet wird. Jetzt nähert sich der traurige Zug dem Arbeitshause; mehrere Soldaten und ein Gensdarm führen in ihrer Mitte etwa acht Männer und eben so viel Frauen, die Straßenjugend halloht und die Vorübergehenden bleiben stehen, um die Gefangenen zu betrachten. Diese gehen schnell, denn der gesunkenste Verbrecher schämt sich, wenn er öffentlich seine Schande zeigen muß. Die Frauen haben die Tücher über den Kopf gezogen, damit man sie nicht erkennen soll und alle sind froh, als sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben. Die Mädchen werfen ihre Tücher zurück und die neuen Arrestanten werden ins Büreau geführt.

5.
Die neuen Gefangenen.

Es sind dies Männer und Frauen von verschiedenem Alter. Die Kleidung fast aller ist schmutzig und namentlich die der Männer im höchsten Grade reduzirt. Man glaubt eine Bande Räuber zu sehen, denn die dichten Bärte, die langen, struppigen Haare, die tief liegenden Augen, welche aus bleichen, abgezehrten Gesichtern starren, geben diesen Leuten ein abschreckendes Ansehen. Die Fußbekleidung aller ist zerrissen, und einige der Arrestanten sind nur in schmutzige Lumpen gehüllt. Diese Lumpen wimmeln von Ungeziefer. Hunger, Laster, Verbrechen und alle Leiden, für welche die menschliche Sprache Namen hat, haben die Gesichtszüge dieser Leute entstellt.

Die jüngeren Mädchen sind meist hübsch; einige werfen freche Blicke umher, andere weinen und suchen sich hinter die übrigen Arrestanten zu verbergen. Die Männer sehen sämmtlich gleichgiltig aus und wenn man ihr elendes Aeußere betrachtet, so wird man allerdings versucht zu glauben, daß es ihnen nur angenehm sein kann, in einer Anstalt alles das zu erhalten, was ihnen im Zustande der Freiheit gefehlt hat.

Die neu angekommenen Arrestanten werden recipirt, d. h. ihr Nationale wird von einem Beamten in ein großes Buch eingetragen, denn erst später, wenn sie gebadet und mit der Hauskleidung versehen sind, geschieht ihre weitere Vernehmung.

Wir wollen einzelne von diesen Leuten näher betrachten, wie sie einer nach dem andern vorgerufen werden, um ihre Namen, Stand und Geburtsort anzugeben.

Sämmtliche Arrestanten haben sich auf dem Flur vor dem Büreau aufgestellt und werden einzeln hereingerufen.

Der Erste, welcher in's Zimmer tritt, ist ein Mann von einigen vierzig Jahren. Seine Kleidung ist schmutzig und stellenweis zerrissen. Er ist groß und robust; die dicken und krausen blonden Haare bedecken eine breite Stirn, die blauen Augen sind freundlich, der Blick jedoch unstät und flüchtig; ein fast beständiges Lächeln giebt den Zügen dieses Mannes den Ausdruck der Albernheit. Indem derselbe in's Büreau und vor den Beamten tritt, verbeugt er sich schüchtern aber auffallend artig; seine Bewegungen sind anständig und sein Benehmen verräth den Mann von Bildung. Als der Sekretair auf diesen Arrestanten einen flüchtigen Blick geworfen hat, verwandelt er das sonst gegen die Gefangenen gebräuchliche „Du" und fragt:

„Wie heißen Sie?"

„Von K..." ist die mit einer Verbeugung begleitete Antwort.

„Ihr Stand?"

„Doktor der Philosophie und Privat-Gelehrter."

„Wo geboren?"

„In Kurland."

„Welcher Confession?"

„Evangelisch."

„Wie alt?"

„Sechs und vierzig Jahre."

„Sie können abtreten," spricht der Beamte und der Mann verbeugt sich abermals sehr anständig und verläßt das Zimmer. Auf dem Schein, womit dieser Arrestant znm Arbeitshause abgeliefert ist, sieht man als Grund seiner Verhaftung angegeben: „Obdachlosigkeit und Mangel an allen Subsistenzmitteln."

Der Nächste, welcher hierauf ins Büreau tritt, ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren und noch schlechter bekleidet als der adeliche Doctor der Philosophie. Er ist von mittler Statur; seine grauen

Haare sind zurückgestrichen und zeigen ein bleiches aber fast schönes Gesicht. Die Nase ist fein und gebogen und die Stirn hoch und frei. Die Haltung dieses Mannes ist etwas gebückt; er stützt sich auf einen kurzen Stock und sein Schritt ist ängstlich und unsicher. — Er ist blind.

Der Blinde beantwortet die Fragen mit einer wohlklingenden, jedoch langsamen und etwas gesuchten Rede, wobei er beständig mit den Händen gestikulirt und die Finger auf eine eigenthümliche gezierte Art bewegt.

Dieser Mann nennt sich Schauspieler. Er hat sein ganzes Leben auf den Brettern kleiner Provinzialbühnen zugebracht; halb gelähmt und völlig erblindet hat man ihn endlich, ohne Aussicht für seine Zukunft, entlassen. Er besitzt keine Heimath und nachdem er sich von dem Orte, wo er seine Künstler-Laufbahn beendet, bis Berlin gebettelt hat, muß er sich freiwillig auf der Stadtvoigtei melden, weil er nicht einen Groschen mehr besitzt, um sich Brod zu kaufen. Die Polizei überweist ihn nun als heimathlosen Umhertreiber dem Arbeitshause, woselbst er sein Leben im Hospitale beschließen wird.

Wir wollen hier noch bemerken, daß der Vater dieses unglücklichen Comödianten einer der ersten Schauspieler seiner Zeit und zugleich ein nicht unbedeutender Bühnendichter war. Eins seiner zu freisinnigen Werke zog ihm eine Untersuchung und längere Haft zu. Er verlor darüber den Verstand und starb im Wahnsinne. — Nicht alle Künstler sind indeß so unglücklich; viele sind hochgeehrte, wohlhabende Leute und gewiß sind diese Herren und Damen, deren Beruf so schön und erhebend ist, nicht unempfindlich für die Leiden ihrer minder begabten Collegen. So dachte der unglückliche, erblindete Künstler, als er nach Berlin kam und erlaubte sich deßhalb bei einem von seinen höher gestellten Kollegen gegründeten Unterstützung-Ver-

ein um Hilfe zu flehen. Wirklich erhielt er darauf ein Schreiben auf feinem Papier, worin die größte Theilnahme an seiner traurigen Lage bezeigt wurde, nebst drei Thalern, als eine Unterstützung, wobei ihm jedoch bemerklich gemacht wurde, daß er leider auf eine fernere Hilfe nicht zu rechnen habe. —

Der nächste Arrestant, welcher im Büreau erscheint, ist ein großer, blonder, ziemlich hübscher junger Mann von acht und zwanzig Jahren. Seine Kleidung ist zwar etwas unordentlich und schmutzig, aber ein Prachtgewand gegen die seiner Vorgänger. Dieser junge Mann zeigt ein freies, ungezwungenes Benehmen; er grüßt mit Artigkeit nach allen Seiten und scheint ziemlich bekannt hier zu sein. Obgleich jedoch die Gesichtszüge dieses Arrestanten offen und angenehm sind, so vernichtet sein Blick dennoch jedes günstige Vorurtheil, was man sonst für ihn fassen möchte. Dieser Blick ist scharf und durchdringend und beständig fest auf den gerichtet, welcher mit ihm spricht. Selten gelingt es dem Inquirenten, diesen kalten, frechen Blick zu verändern, diese Ruhe eines scheinbar guten Bewußtseins zu erschüttern. Dieser junge Mann ist ein bekannter Taschendieb und falscher Spieler. Er ist bereits einige zwanzig Male in Untersuchung gewesen, aber er ist stolz darauf, noch nie bestraft worden zu sein. Jetzt hat er wieder eine lange Untersuchung rühmlichst beendet; er ist vorläufig freigesprochen. Da er aber keinen reellen Broderwerb nachweisen kann, so schickt man ihn auf einige Zeit nach dem Arbeitshause.

Der folgende Arrestant ist ein Mann von einigen dreißig Jahren. Sein Gesicht ist bleich und gedunsen; die dünnen, schwarzen Haare hängen tief in die Stirn, die Augen sind gläsern und verschwollen, ein dunkler Bart bedeckt den untern Theil des Gesichts. Die Gestalt ist kräftig, doch hält er sich etwas gebückt und seine Kleidung starrt von Schmutz.

Fortsetzung und Schluß im 4ten Hefte der Nachtseiten, mit welchem der erste Band geschlossen ist.

Die Verlagshandlung.

Fortsetzung und Schluß im 4ten Hefte der Nachtseiten, mit welchem der erste Band geschlossen ist.

Die Verlagshandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütze, C. F.

Das Arbeitshaus in Berlin und seine Bewohner von C. F. Schütze

Bd.: [1]

Berlin 1846

H.g.hum. 373 c-1,3/4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10482862-1